

MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

Lehrstuhl für Jüdische Geschichte
und Kultur an der
Ludwig-Maximilians-Universität München

Mit dem Jahresvortrag 2006
von Yfaat Weiss

Heft 1•2007



Dieses Heft wurde gefördert von der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern

Herausgeber: Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur, Michael Brenner.

Beirat: Martin Baumeister, München – Menahem Ben-Sasson, Jerusalem – John M. Efron, Berkeley – Jens Malte Fischer, München – Hans-Georg von Mutius, München – Ada Rapoport-Albert, London – Martin Schulze Wessel, München – Avinoam Shalem, München – Wolfram Siemann, München – Yfaat Weiss, Haifa – Stephen J. Whitfield, Brandeis.

Redaktion: Hiltrud Häntzschel, Andrea Pfeufer, Andrea Sinn, Mirjam Triendl-Zadoff, Ernst-Peter Wieckenberg (verantwortlich).

Anschrift: Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Historisches Seminar, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München

e-mail: juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de

Erscheinungsweise: Jährlich zwei Hefte.

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift wird gegen eine Schutzgebühr von 7,50 € je Einzelheft, von 14 € im Jahresabonnement (außerhalb Deutschlands zzgl. Porto) abgegeben. Bestellungen werden an die Abteilung erbeten.

Manuskripte: Die Redaktion haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte. Das Formblatt für die Zeitschrift steht als pdf-Datei auf der Homepage des Lehrstuhls www.geschichte.uni-muenchen.de/jgk/ unter dem Stichwort „Zeitschrift“ zum Kopieren bereit.

© Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Producing und Gestaltung: mazzetti & mazzetti GmbH, München
Satz: Xaccess GbR, Konstanz

Druck und Bindung: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
Umschlaggestaltung: Peter Mazzetti

Das Signet ist der Buchstabe *Lamed* aus der Schrift *Frank-Rühl-Hebräisch* von Rafael Frank (1908). Mit diesem Buchstaben beginnt das hebräische Wort *Limud*, das „Lehre“ und „Lernen“ bedeutet.

ISSN 1864–385X

INHALT

Michael Brenner Einleitung Seite 5

JAHRESVORTRAG 2006

Yfaat Weiss Lea Goldberg – von Kowno nach
Tel Aviv Seite 9

ESSAYS

Andrea Sinn Begegnung mit dem „Rest der
Geretteten“ – Hans Lamms Berichte aus dem
Nachkriegsdeutschland Seite 33

Tamar Lewinsky „Bücher, Medikamente, Brot“
Vom Lesen und Schreiben bei den jüdischen
Displaced Persons Seite 41

Ittai Joseph Tamari Der Talmud
der Überlebenden Seite 49

AUS DEM ARCHIV

Andreas Heusler Dr. Rudolf Cohen:
Hilfe der Quäker für verfolgte Juden 1938–1940. Seite 55

NACHRICHTEN UND TERMINE

Neues von Mitarbeitern und Absolventen Seite 57

Veröffentlichungen und Projekte Seite 58

Veranstaltungen Seite 59

Neues vom Freundeskreis des Lehrstuhls Seite 62

Die Autoren Seite 63

Michael Brenner

Einleitung

Mit dem zehnjährigen Bestehen des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur wird ein neues Kapitel seiner Aktivitäten eingeleitet. Sichtbarste Veränderung ist die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift, die den bisherigen Rundbrief des Freundeskreises des Lehrstuhls ersetzt. Die „Münchner Beiträge“ berichten nicht nur über die Aktivitäten des Lehrstuhls und drucken die Jahresvorträge sowie kleinere Artikel unserer eigenen Mitarbeiter und Absolventen ab, sondern möchten auch Wissenschaftler anderer Institutionen zu Beiträgen anregen. Sie sollen damit ein Spiegel der wissenschaftlichen Tätigkeit auf dem Gebiet der jüdischen Geschichte und Kultur in München wie auch ein Fenster in die weitere wissenschaftliche Landschaft sein. Ich freue mich daher ganz besonders darüber, dass wir die bisherigen Allianz-Gastprofessoren für Jüdische Geschichte aus den USA, Großbritannien und Israel für die Mitarbeit in unserem Beirat gewinnen konnten. Somit ist auch die Zusammenarbeit mit wichtigen internationalen Zentren auf unserem Forschungsgebiet gewährleistet.

Im Mittelpunkt dieses Heftes steht aus gegebenem Anlass die jüdische Geschichte in Deutschland und München in der Nachkriegszeit. Im November 2006 wurde die neue Synagoge am Jakobsplatz feierlich eingeweiht. Das Interesse der Münchner Öffentlichkeit übertraf alle Erwartungen. Gemeinsam mit dem Stadtarchiv München versucht unser Lehrstuhl diesem Interesse entgegenzukommen. Der soeben erschienene Band „Jüdisches München“ ist die erste systematische Darstellung der Münchner jüdischen Geschichte. Bei der Vorstellung des Buches im überfüllten Künstlerhaus diskutierte nach einer Einführung von Oberbürgermeister Christian Ude eine Runde von Zeitzeugen, an der sowohl Alt-Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel als auch die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, Charlotte Knobloch, und der vor 1933 hier aufgewachsene Rechtsanwalt Uri Siegel teilnahmen.

Im März folgte dann die Einweihung des Jüdischen Museums. Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit diesem neu-

en Mittelpunkt jüdisch-kulturellen Lebens in München. Der Gründungsdirektor, Bernhard Purin, hat bereits im vorigen Jahr seine erste Veranstaltung am Lehrstuhl abgehalten, und unsere Studierenden werden in Zukunft zweifellos in die Arbeit des Museums eingebunden werden.

Die in dieser Ausgabe veröffentlichten Beiträge werfen neues Licht auf die jüdische Geschichte Münchens während und nach der Zeit des Nationalsozialismus. Im ersten Beitrag einer Reihe, die neue Archivreise dokumentieren wird, stellt Dr. Andreas Heusler eine Schenkung an das Stadtarchiv vor: persönliche Aufzeichnungen des Gründers der Quäkerhilfe zur Emigration in München über seine Arbeit und die Hilfesuchenden aus den Jahren 1938/39. Andrea Sinn, die vor kurzem ihre Magisterarbeit zur Person des langjährigen Münchner Gemeindevorsitzenden Hans Lamm verfasste, schreibt über dessen Tätigkeit für die American Jewish Conference in Deutschland unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg.

Zwei weitere Beiträge haben einen besonderen Anlass: Der Universitätsbibliothek München gelang es, eine vollständige und qualitativ ausgezeichnete Ausgabe des 1948 in München initiierten und in Heidelberg gedruckten Talmuds zu erwerben. Auf seiner Titelseite spiegelt er die Erfahrungen und Hoffnungen der hier versammelten jüdischen Displaced Persons wider: Dem Stacheldraht der Konzentrationslager sind die Palmen des Heiligen Landes gegenübergestellt. Dieser Talmud wird der breiten Öffentlichkeit in einer Ausstellung von Büchern vorgestellt, die in den Jahren unmittelbar nach 1945 großenteils in München in jiddischer und hebräischer Sprache gedruckt wurden. In diesem Kontext sind die beiden Beiträge unseres Hebräisch-Lektors, Dr. Ittai Tamari, und unserer Jiddisch-Lektorin, Tamar Lewinsky, zu sehen. Sie beide behandeln das jüdische Druckwesen im München der Nachkriegszeit.

Im vergangenen Semester gab es neben dem hier abgedruckten Jahresvortrag von Prof. Yfaat Weiss (Haifa) über die israelische Schriftstellerin Lea Goldberg zwei weitere Gastvorträge internationaler Wissenschaftler: Victor Karady (Budapest) sprach über die Situation der Budapester Juden um 1900, Prof. Francis Nicosia (Vermont) über die Reaktionen deutscher Zionisten auf das NS-Regime 1933. Ein Höhepunkt des Wintersemesters war der Besuch von Prof. Jürgen Habermas mit seinen Anmerkungen zu Gershom Scholem in unserem Oberseminar.

Im kommenden Semester sind wieder einige besondere öffentliche Veranstaltungen geplant. An erster Stelle sei hier die Vortragsreihe aus Anlass des zehnjährigen Bestehens des Lehrstuhls erwähnt, in der Münchner Persönlichkeiten jüdische Biographien nachzeichnen, die die Münchner Geschichte mitprägten: Oberbürgermeister Christian Ude spricht über den ersten Ministerpräsidenten Bayerns nach dem Sturz der Monarchie, Kurt Eisner, Alt-Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel über den Schriftsteller Lion Feuchtwanger und sein Verhältnis zur Stadt München sowie Rachel Salamander über die Dichterin Gerty Spies.

Zwei Tagungen stecken den Rahmen der wissenschaftlichen Tätigkeit des Lehrstuhls ab. In einer international hochkarätig besetzten Konferenz auf Schloss Elmau diskutieren Wissenschaftler aus Deutschland und den USA, Großbritannien und der Schweiz, Israel, Ägypten und Saudi-Arabien über die gegenseitige Wahrnehmung von Juden und Muslimen im Laufe der Jahrhunderte. Vor Semesterende steht dann noch einmal die Regionalgeschichte im Mittelpunkt, wenn der Lehrstuhl gemeinsam mit der Bayerischen Landeszentrale für Politische Bildungsarbeit eine Tagung zur Geschichte und Kultur der Juden in Franken im neuen Würzburger Gemeindezentrum „Schalom Europa“ veranstalten wird.

Das erfreulichste Geburtstagsgeschenk für den Lehrstuhl kam von Seiten der Hochschulleitung. Im Rahmen des Programms „LMU Innovativ“ wird ab Herbst 2007 eine zweite Professur auf dem Gebiet der Jüdischen Geschichte und Kultur eingerichtet werden. Diese soll sich einem der Bereiche widmen, die bisher nicht abgedeckt werden konnten: der Antike oder dem Mittelalter. Die Professur wird ebenfalls in das Historische Seminar integriert sein. Zusätzlich soll eine neue auf Dauer eingerichtete Mitarbeiterstelle die Beziehungen zwischen Judentum und Islam erforschen und vermitteln. Und schließlich wird bereits ab Sommersemester 2007 das Hebräischlektorat von einer halben auf eine ganze Stelle ausgeweitet werden. Damit sind die Voraussetzungen erfüllt, dass spätestens 2009 ein neuer Masterstudiengang „Jüdische Studien“ besteht. Dabei werden auch Lehrangebote außerhalb des Historischen Seminars wie etwa das der Judaistik-Professur sowie das für Biblisches Hebräisch bei der Evangelischen Theologie beteiligt sein. Mit dieser Entwicklung beginnt nach Abschluss des ersten Jahrzehnts eine neue zweite Phase, die uns alle neugierig machen sollte.

Yfaat Weiss

Lea Goldberg – von Kowno nach Tel Aviv

Oder: ‚Vielleicht ist es besser, ein provinzielles unwissendes Mädchen zu sein, um etwas zu wissen‘*

„Und ich habe einen Wunsch – aus diesem Schweinestall nach Moskau zu fahren. Jetzt sterben große Leute, es schmerzt das Herz, der große Geist ist tot, Lenin ist tot, Wilson ist tot. Den größeren Eindruck hat Lenins Tod auf mich gemacht, und auch jetzt kann ich ihn nicht vergessen, besonders nachdem ich einen Brief aus Russland über seinen Tod gelesen habe.“¹ So steht es bei Lea Goldberg in ihrem Tagebuch im Februar 1924. Noch nicht einmal 13 Jahre alt war sie, als sie das schrieb. Die im vergangenen Jahr erstmals vollständig veröffentlichten Tagebücher verdeutlichen die Reife der Lea Goldberg, einer Jüdin aus Kowno (Kovna) in Litauen, in ihrer Jugend. Sie schrieb ihre Tagebücher auf Hebräisch, einer für sie fremden Sprache, von den ersten literarischen Skizzen 1921 im Alter von zehn Jahren in entstelltem Hebräisch mit fehlerhafter Orthographie, bis zur Mitte der sechziger Jahre, als sie zu einer der bedeutendsten hebräischen Lyrikerinnen und zu einer berühmten Übersetzerin und Kinderbuchautorin geworden war. Hartnäckig war sie dieser fremden Sprache gegenüber, und zwar mit Absicht. Schon in frühem Alter beschloss sie, hebräische Schriftstellerin und Dichterin zu werden, oder noch genauer, „Schriftsteller“ und „Dichter“ wollte sie sein. Wenn sie ihre künstlerischen Ambitionen ausdrückte, verwendete sie die männliche Form des Substantivs.²

* Jahresvortrag 2006 am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München, gehalten am 18. Oktober 2006. – Eine frühere Fassung dieses Aufsatzes wurde im Simon-Dubnow-Institut für Jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig am 28. Mai 2006 vorgetragen. Für einen regen intellektuellen Austausch bedanke ich mich bei Frau Natasha Gordinsky. Die Übersetzung wurde von Frau Laura Jokusch vorbereitet. Für sprachliche Verbesserungsvorschläge danke ich Dr. Nicolas Berg. Bedanken möchte ich mich vor allem bei meinem langjährigen Kollegen Prof. Dr. Michael Brenner.

¹ Lea Goldberg: Tagebücher (hebr.). Tel Aviv 2005, 9.2.1924, S. 38.

² Lea Goldberg: Briefe von einer imaginären Reise (hebr.). Tel Aviv 1937, S. 63; auf Deutsch erschienen im Jüdischen Verlag im Suhrkamp Verlag 2003.

1 Im Alter von 16 Jahren (unbekannter Photograph)



Im Rückblick erscheint das Leben von Menschen wie auch der Ablauf der Geschichte als vorbestimmt. Doch genau wie der historische Ablauf so ist auch der Ausgang des Menschenlebens offen. Es gibt viele Möglichkeiten, zwei Punkte miteinander zu verbinden. Auch Kowno und Tel Aviv kann man unterschiedlich verbinden. Nicht immer sind diese Verbindungen geradlinig. Es sind diese Verbindungslinien, die mich hier interessieren. Lea Goldbergs Weg mag zufällig erscheinen, aber ihre Stationen sind nicht nur ihre, sondern die einer ganzen Generation. Lea Goldberg steht hier für die Wanderungen osteuropäischer jüdischer Intellektueller aus kleinen Ortschaften in große Städte, von Ost nach West, hinaus aus der Provinz, hinein in die große Welt. Manchmal waren diese Wanderungen sogar Teil eines sozialen und politischen Weges vom Kleinbürgertum zum Sozialismus. Großstädte sind die Orte dieses Wandels und der Hochkultur; Aufklärung und Literatur sind Inspiration und Motor auf dieser Fahrt.

So war es für Lea Goldberg, das kleine jüdische Mädchen, die Schülerin des hebräischen Gymnasiums, von Anfang an klar: Sie wollte Kowno den Rücken kehren. Einen „Schweinestall“ nannte sie ihre Stadt oft in ihrem Tagebuch. Noch nicht einmal 13 Jahre alt war sie, als sie das zum ersten Mal schrieb, und kurz danach war ihr Wunsch klar: „Nur nach Moskau will ich fahren.“

Lea Goldbergs Mutter machte sich über die Klagen ihrer Tochter lustig. Sie hörte in den Worten des Mädchens den



2 Lea Goldbergs Eltern
(undatiert, unbekannter
Photograph)

Klang der „Tri sestry“ („Drei Schwestern“) von Tschechow. Tschechow wird 30 Jahre später von Lea Goldberg ins Hebräische übersetzt; auf Russisch gelesen hat sie ihn aber schon damals. Doch die Tochter wollte mit dieser mütterlichen Interpretation nichts zu schaffen haben und vertraute ihrem Tagebuch an: „Das ist es nicht, ich will ja schon das ganze Jahr dort hinfahren, ich habe viele Hoffnungen, aber keine von ihnen geht in Erfüllung und besonders nicht die Hoffnungen, nach denen ich am meisten strebe.“³ Schließlich sieht Lea Goldberg ein, dass die Mutter in ihrer Ironie vielleicht doch Recht hat. Zwei Monate später – im Sommer 1924 – schreibt sie in ihr Tagebuch: „Ich gehe nicht auf Ausflüge – also was bleibt? Nicht mehr als das, was ich tue. Überhaupt im Sommer ist Kowno noch schlimmer als im Winter. Und ich kann nur mit den Worten Irinas aus ‚Tri sestry‘ abschließen: ‚nach Moskau, nach Moskau, nach Moskau‘.“⁴

Diese theatralische Geste der Irina, der mittleren der drei Schwestern der Familie Sergejewitsch, entsprach genau dem Lebensgefühl von Lea Goldberg. Die drei Schwestern, die durch die Versetzung ihres Vaters zur trostlosen Provinzialität verdammt wurden und sich sogar noch nach elf Jahren weigerten, sich daran zu gewöhnen, sie waren es, die der 13jährigen Lea halfen, ihre Sehnsucht nach der großen wei-

³ Goldberg: Tagebücher, 23.4.1924, S. 39.

⁴ Goldberg: Tagebücher, 25.6.1924, S. 42.

ten Welt in Worte zu fassen. „Nach Moskau“ war der Ausweg aus der Trostlosigkeit von Kowno. War es auch die Vielsprachigkeit, die sie an den Figuren Tschechows anzog? Der Bruder und die drei Schwestern des Hauses Sergejewitsch sprechen Französisch, Deutsch und Englisch und die mittlere Schwester, Irina, sogar Italienisch. „In dieser Stadt“, beklagt sich die jüngste der Schwestern, Mascha, „ist drei Sprachen zu können ein unnützer Luxus. Nicht einmal ein Luxus, sondern irgendeine unnötige Zugabe, wie ein sechster Finger. Wir wissen viel Überflüssiges.“⁵

Doch nicht nur in der provinziellen Welt des verarmten russischen Adels, sondern auch in der Welt des Mädchens in Kowno wird Vielsprachigkeit zu einem kulturellen Erkennungszeichen. Und wie in der Welt der drei Schwestern, so auch in der Welt des Mädchens überdeckt kulturelles Kapital den Mangel an anderen Besitztümern. Dies muss zu Konflikten führen. Die Welt der Sprachen ist hierbei von emblematischer Bedeutung. Russisch ist Lea Goldbergs Muttersprache. Ihre Liebe zum Russischen verstärkte sich während des Ersten Weltkriegs, als die Familie, wie so viele andere jüdische Familien, aus den Grenzgebieten ins Innere Russlands vertrieben wurde. Grund für diese Vertreibungen war die Furcht der zaristischen Regierung vor der vermeintlich verräterischen Rolle der Juden im Kampf gegen den deutschen Feind. Während des Krieges zog die Familie von Ort zu Ort und ließ sich zeitweilig in Saratow, Bataschow und Zarizin nieder.⁶ Rückblickend wird Lea Goldberg analysieren können, wie sich für sie mit der Rückkehr nach Litauen am Ende des Ersten Weltkrieges die Sprache als falsches Referenzsystem erwies, als ein Sinnrahmen, der falsche Informationen vermittelte. Über die isolierende und restriktive Kraft der Sprache, des Russischen, im Kontext des jüdischen Kowno, wird sie Jahre später im Gedenkbuch des hebräischen Gymnasiums schreiben:

„[...] ich konnte kein Jiddisch, was die Umgangssprache aller Kinder der Klasse war. Ich konnte kein Jiddisch, weil ich aus einem Elternhaus stammte, in welchem Russisch gesprochen wurde, und meine Kindheit verbrachte ich in den Tiefen Russlands im Kreis Saratow, alle meine Freunde waren nicht-

⁵ Anton Tschechow: *Drei Schwestern*. Drama in vier Akten. Stuttgart 1998, S. 18.

⁶ Tuvia Ruebner: *Lea Goldberg* (hebr.). Tel Aviv 1980, S. 17.

jüdische Russen, denn dort lebten fast keine Juden. Kurz bevor wir am Ende des Weltkriegs nach Litauen zurückkehrten, wollte mein Vater mich Jiddisch lehren (er war ein begeisterter Jiddischist), aber als ich nach Kowno kam, musste ich zusätzlich zu der Vorbereitung auf das Gymnasium – ich war noch nie zuvor zur Schule gegangen aufgrund unseres Umherwanderns während des Krieges – auch noch das Litauische lernen, das mir schwer fiel, und als ich in die Schule kam, gab es eine weitere Sprache, das Hebräische, so dass ich keinerlei Aufnahmefähigkeit für eine weitere Sprache hatte, die Sprache, welche in unserer Klasse die Gleichberechtigung erkaufte: das Jiddische. Da in Kowno das Russische die Sprache der Familien war, die sich für etwas Besonderes, für einen Teil der ‚Intelligenzia‘ hielten, und so etwas wie eine ständische Erhabenheit über die anderen empfanden, als die Besseren, sozusagen – so jedenfalls dachten die Kinder, dass ich aus Hochmut kein Jiddisch spräche, und sie erschwerten mein Leben und rächten sich auf allen erdenklichen Wegen an mir für mein Russisch, für meine Manieren und dafür, dass ich Gedichte schrieb. . .“⁷

Lea Goldberg wählte also nicht zwischen den beiden jüdischen Sprachen – zwischen dem Hebräischen und dem Jiddischen –, die Wahl stellte sich vielmehr zwischen Hebräisch und der naheliegenden, um nicht zu sagen: natürlicheren Möglichkeit des Russischen. Als sie jedoch mit ihren ersten literarischen Versuchen begann, tat sie dies gleichzeitig auf Hebräisch und Russisch. „In diesem Monat“, schreibt sie im August 1924, „schaffte ich es, drei hebräische und eine russische Geschichte zu schreiben. Die hebräischen sind: ‚Vorabend des Sabbat‘, ‚Im Schnee‘ und ‚Kol Nidre‘ und die russische: ‚Atheist‘.“⁸ Drei Monate später schreibt sie: „In diesem Monat habe ich meine letzte lange hebräische Geschichte fertig geschrieben, und ich schrieb zwei hebräische und zwei russische Gedichte. [...] Jetzt schreibe ich eine lange russische Geschichte, ich habe gerade erst begonnen, ich weiß nicht, wie sie werden wird?“⁹ Es wäre wohl zu einfach zu sagen, dass die beiden Sprachen und Literaturen sich lediglich er-

⁷ I. Yablokovski (Hg.): Der Tempel, der versank... die hebräische Erziehung in Kovno – Institutionen und Persönlichkeiten (hebr.). Tel Aviv 1962, S. 130.

⁸ Goldberg: Tagebücher, 3.8.1924, S. 43.

⁹ Ebd., 17.11.1924, S. 50.

gänzten. Es handelte sich vielmehr um einen Wettstreit zwischen zwei Symbolsystemen. Das Tagebuch veranschaulicht diesen innerlichen Sprachenkampf und vergegenwärtigt den Platz, welchen das Hebräische dabei einnimmt. Als sie im Juni 1925 in ihrem Tagebuch ein russisches Gedicht notiert, fügt sie gleichsam entschuldigend hinzu: „Es gibt keinen anderen Ort, daher schreibe ich dieses russische Gedicht im Tagebuch nieder, an einem anderen Tag werde ich noch eins hinzufügen.“¹⁰ Aber schon zwei Tage später heißt es doch wieder anders: „Ich habe ein russisches Gedicht. Ich werde es vielleicht in hebräischen Buchstaben niederschreiben. Lieber nicht, wenn ich es können werde, werde ich auf Russisch schreiben, gerade jetzt kann ich es nicht.“¹¹

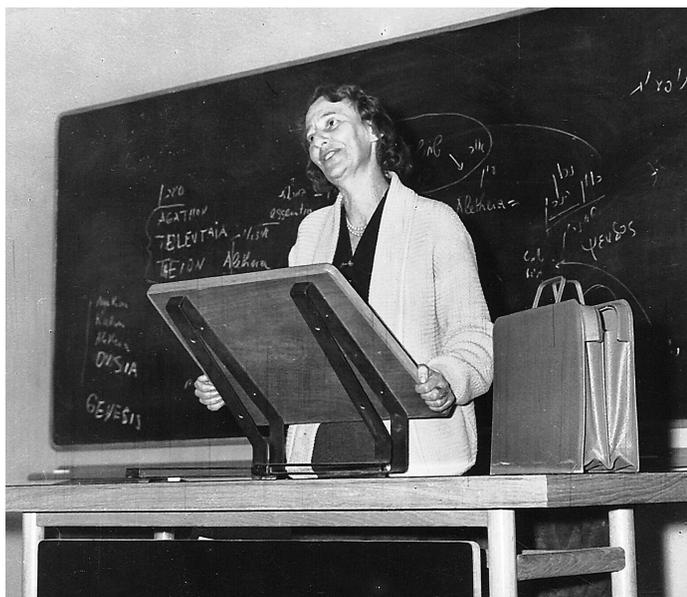
Lea Goldbergs Tagebuch dokumentiert den Entwicklungsprozess ihrer Diglossie.¹² Im Laufe der Jahre ändert sich der Stellenwert der jeweiligen von ihr beherrschten und erlernten Sprache. Dabei geben ihr die Vorträge zur russischen Literatur, die sie an der Universität Kowno in den letzten Jahren ihrer Gymnasialzeit besucht, einen Anlass zur Selbstreflexion. Und wenn sie am Ende Hebräisch wählt, hat das nichts mit Nationalismus oder einem Bekenntnis zum Zionismus zu tun. In diesem Zusammenhang schreibt sie:

„Mich interessieren am meisten die Vorträge zur russischen Literatur, ich fühle mich ihr verbunden wie keiner anderen Literatur in der Welt. Mehr als ich dies selbst will. Und obwohl ich mich in letzter Zeit von der russischen Literatur etwas entfernt habe, so ist sie mir doch am bekanntesten und verständlichsten von allen anderen. Ich bin ihr durch die Sprache und die Lebensumstände verbunden, viel mehr als der hebräischen Literatur. Zwar habe ich das Verhältnis einer großen Liebe, wie ich es zu hebräischen Schöpfungen habe, nicht zu der russischen (Sprache) [. . .]. Weil ich, trotz aller Liebe, die ich zu den Helden der russischen Literatur habe, nicht so bin wie sie. Dieselbe besondere Atmosphäre, welche die jüdische Umgebung erzeugte, ist ein Zauberkreis, den man nicht verlassen kann und den ich auch in keiner Weise verlassen will. Sie be-

¹⁰ Ebd., 15.6.1925, S. 61.

¹¹ Ebd., 17.6.1925, S. 62.

¹² Zur Diglossie innerhalb der jüdischen Gesellschaft Osteuropas und zu ihrer Bedeutung innerhalb der Geschlechterverhältnisse siehe Iris Parush: *Reading Women. The Benefit of Marginality in Nineteenth Century Eastern European Jewish Society*. Tel Aviv 2001, S. 234.



3 Vorlesung an der Hebräischen Universität, Jerusalem 1968 (unbekannter Photograph)

einflusst all mein Denken und Fühlen und macht mich und die übrigen Töchter meines Volkes völlig verschieden von den Frauen, die in eine andere Umgebung hineingeboren werden und in ihr leben. Und daher kann ich mich Misius oder irgendeiner anderen Russin gleich fühlen – wer auch immer sie sei, äußerst menschlich und ‚kosmopolitisch‘. Ich kann so ähnlich denken und träumen wie sie (so ähnlich, dass ein unerfahrenes Auge uns für identisch hält!). Aber so zu fühlen wie sie fühlt, zu denken und zu träumen wie sie – werde ich niemals können. Das vollkommene ‚Ich‘, vollendet wie es ist, kann ich nur in der hebräischen Geistes-Schöpfung finden.“¹³

Was meint Lea Goldberg damit? Kann man hier bereits ihr literarisches Programm erkennen? Die Spannung zwischen den beiden Sprachen blieb weiterhin bestehen; vielleicht war sie auch gar nicht zu lösen.

Vom Moment ihrer Einwanderung im Jahre 1935 bis Anfang der fünfziger Jahre, als sie als Dozentin an der Hebräischen Universität in Jerusalem zu unterrichten begann, arbeitete Lea Goldberg an den verschiedensten Übersetzungen aus den von ihr beherrschten europäischen Sprachen ins Hebräische. In die-

¹³ Goldberg: Tagebücher, 3.11.1927, S. 116f.

sen Jahren übersetzte sie unter anderem Essays von Heinrich Mann, die „Briefe aus dem Gefängnis“ von Rosa Luxemburg, „Meine Kindheit“ von Maxim Gorki, Erzählungen von Anton Tschechow, die Trilogie „Kindheit. Knabenjahre. Jünglingszeit“ von Leo Tolstoi und vor allem „Krieg und Frieden“.¹⁴ Anfang der fünfziger Jahre gestand sie sich selbst ein: „Meine hebräische Sprache verliert ihren Reichtum und ihre Flexibilität, wegen des wenigen Hebräischlesens in den letzten Jahren [. . .]. Ich fühle im Lauf der Zeit zunehmend, in welchem Maße all meine hebräische Bildung Mangel leidet, aber ich tue sehr wenig, um diesen Mangel zu korrigieren.“¹⁵

Vielleicht ist es möglich, dieses vage Gefühl der Zerrissenheit als eine vorweggenommene spätere Entwicklung zu erkennen, wenn sie im Alter von siebzehn Jahren in ihrem Tagebuch schreibt: „Kann eine hebräische Kunst existieren?“ und in großem Zweifel fortfährt:

„Wir haben keine Sprache [. . .]. Seit unseren Kindertagen redet man mit uns in drei, wenn nicht vier Sprachen. Und in keiner haben wir Wurzeln. Wir lieben sie alle, die eine, weil ihre Literatur schön ist, die zweite, weil sie unsere Eltern sprechen, die dritte, weil sie gemäß unserer Weltanschauung und Prinzipien unsere Sprache sein soll. Und wenn wir die dritte wählen und uns stärker mit ihr als mit den anderen verbinden und wenn wir zu der Erkenntnis kommen, dass wir in ihr und nur in ihr denken müssen, können wir dann aber auch in ihr schöpferisch sein? Diese Sprache, die wir gelernt haben und in der Regel nicht gut kennen! Trotzdem müssen wir hartnäckig sein.“¹⁶

Und hartnäckig war ihr Verhältnis zu allen Sprachen, die sie lernte. Dabei war es nie leicht, diese Sprachen zu beherrschen. Im Alter von zwölf Jahren, als sie mit Latein im hebräischen Gymnasium begann, schrieb sie in ihr Tagebuch: „Es ist für mich notwendig, diese Sprache zu kennen, denn nach Beendigung des Gymnasiums will ich zur philologischen Fakultät gehen.“¹⁷ Mit dem Litauischen war es auch nicht einfacher. Sie kam erst spät zu dieser Sprache, als sie nach dem Ersten Welt-

¹⁴ Für die vollständige Bibliographie siehe Ziva Shamir: Die Bücher Lea Goldbergs – Original und Übersetzung (hebr.). In: Ruebner, Lea Goldberg, S. 230–240.

¹⁵ Goldberg: Tagebücher, 13.8.1951, S. 303.

¹⁶ Ebd., 2.1.1928, S. 147 f.

¹⁷ Ebd., 9.2.1924, S. 38 und 3.3.1925, S. 54.

krieg aus Russland zurückkehrte. Die Anstrengung, diese Sprache zu erlernen, nahm sie trotz mancher Vorbehalte gegenüber der lokalen litauischen Kultur auf sich. Doch den größten Einsatz hat sie sicherlich dem Hebräischen gewidmet. So entwarf sie im Sommer 1926 für sich so etwas wie eine Agenda: „Erstens, für eine bestimmte Zeit meine Bücher vernachlässigen, also die schöne Literatur – um [stattdessen] Bücher über Geschichte und Kunst zu lesen. Es wäre gut, ich würde etwas Geschichte verstehen, und ich werde sie besser kennen, als ich es jetzt tue. Zweitens, aus zwei Gründen über die Hebräische Bibel gehen: Der erste Grund ist, dass ich kein Hebräisch kann, und in der Hebräischen Bibel gibt es einen so großen Schatz an Worten und Ausdrücken. Und der zweite ist, dass es überhaupt nötig ist, das in der Hebräischen Bibel zu lernen, was ich schon gelernt habe, denn wenn man es jetzt nochmal liest, dann ist das Vergnügen größer, und man versteht alles ganz anders als vorher.“¹⁸ „Und wenn ich die hebräische Sprache besser könnte“, schreibt sie eineinhalb Jahre später, „dann könnte ich die feinsten Nuancen in ihr erspüren, würde die ganze hebräische Literatur noch viel klarer fühlen, und sie würde viel stärker auf mich wirken als die russische (im Russischen fehlen mir keine Worte). Und doch werde ich das Hebräische noch können. Ich werde lernen und wissen. Da bin ich mir sicher.“¹⁹

Warum also Lea Goldbergs Sehnsucht, Kowno zu verlassen? Yoffe, einer der drei Goldberg-Biographen, weiß es. Er identifiziert das jüdische Kleinbürgertum als Quelle des Unbehagens der Dichterin.²⁰ Kleinbürgertum ist in der Welt Lea Goldbergs ein bekannter Begriff, aber erst später wird klarer, was dieser Begriff eigentlich bedeutet. Dabei geht es nicht um bestimmte Orte wie Litauen oder Kowno, sondern er gilt für alle Orte, wo Juden leben.²¹ Es war unter anderem der lokale jüdische Habitus, der sich in Kowno mit dem Provinzgehabe vermischte und das Unwohlsein von Lea Goldberg verursachte. „In der Stadt der Krämer, unter Krämern und den Söhnen der Krämer“ wird sie später den Geist Kownos rekonstruieren. In ihrem

¹⁸ Ebd., 18.6.1926, S. 89.

¹⁹ Ebd., 3.11.1927, S. 117.

²⁰ Avraham Benjamin Yoffe: *Begegnungen mit Lea Goldberg* (hebr.). Tel Aviv 1984, S. 14 f.

²¹ Zu Kowno siehe Goldberg: *Tagebücher*, 6.4.1929, S. 191 sowie 8.6.1929, S. 197.

autobiographischen Roman „Ve-huh ha-or“ („Und er ist das Licht“) von 1946 beschreibt sie ihre Furcht, diesem Geist ausgeliefert zu sein, als den „gemeinschaftlichen Kessel des Lebens, vor dem sie sich ekelte“.²²

Dieser „gemeinschaftliche Kessel“ bezieht sich sicher auch auf die Stigmatisierung, die in der Stadt ihrer Kindheit der Geisteskrankheit ihres Vaters anhaftete. Die Krankheit, und eigentlich auch der Vater selbst, finden in den Tagebüchern kaum Erwähnung, und sie kommen erst etwa zwanzig Jahre später in ihrem autobiographischen Roman „Ve-huh ha-or“ zum Ausdruck. Erst dort wird mit der Heimat abgerechnet. Das ist der Roman, in dem die Kindheitserlebnisse Lea Goldbergs durch die Darstellung eines achtjährigen Mädchens Gestalt annehmen. „Durch die erste Einsamkeit der Kindheit“, heißt eine Zeile im Roman. Es ist die Geschichte einer Gruppe von jüdischen Flüchtlingen, die im Jahr 1919 nach Litauen zurückkehrt. Hierin fasst Lea Goldberg in einem kurzen Absatz die Zerstörung eines gesamten Lebens zusammen:

„Die Grenzwache eines kleinen Landes, grobschlächlige Bauern in Armeeuniform, richteten ihre Augen auf die gelben Schuhe des Vaters. Sagten, dass sie ein glänzendes Zeichen seien, diese Schuhe, dass er ein bolschewistischer Spion ist. Danach hielten sie ihn in einem leeren Pferdestall fest. Tagtäglich, zehn Tage lang, holten sie ihn heraus, um ihn anscheinend zu ermorden. Zehn aufeinander folgende Tage setzte sich dieses Spiel fort. Und der Mann zerbrach.“²³

So kehrten sie aus Russland nach Litauen zurück, die Tochter, die Mutter und der Vater, dessen Geist von den Grenzposten zerbrochen worden war.

Dieses Erlebnis wurde in den Tagebüchern nicht erwähnt. Nur aus der Ferne und mit Hilfe der Phantasie des Romans kehrte Lea Goldberg zu ihm zurück. Aus den Tagebüchern tritt nur ihre Feindseligkeit gegenüber Litauen hervor, die Gründe dafür werden jedoch nicht beleuchtet. Die Engstirnigkeit, die sie in der jüdischen Gesellschaft erlebt, verbindet sie mit der kulturellen Armut Litauens. 1925, nachdem sie ein litauisches Theaterstück besucht hatte, schrieb sie in ihrem Tagebuch, dass sie nicht wieder ins Theater ginge, denn „sie haben einfach

²² Lea Goldberg: Und das ist das Licht (hebr.). Tel Aviv 2006, S. 46 und S. 31.

²³ Ebd., S. 25.

keine Ahnung von der Kunst des Spiels“.²⁴ Drei Jahre später beschreibt sie die litauische Sprache in ihrem Tagebuch als eine „Sprache, die keine Literatur hat“,²⁵ und fügt im folgenden Jahr, ihrem Studienjahr an der Universität Kowno, hinzu, ihr Studierenerlebnis an einer Universität, in der es keine Bücher gebe, sei „nicht einen Heller wert“.²⁶ Im gleichen Jahr erscheinen in der Zeitschrift „Netivot“ mehrere von ihr ins Hebräische übersetzte litauische Gedichte, unterschrieben mit dem Namen „Lea Meshorer“, d.h. Lea Dichter. Ambivalenzen, dies dürfte weniger überraschend sein, waren auch hier im Spiel.²⁷ „Das Leben ist unendlich leer“, urteilte sie im selben Jahr. „Einhundertsechzig Tage im Jahr regnet es in Litauen. Und große Stürme gibt es hier nicht. Ein Kapitel in der Geographie der Seele.“²⁸

Die Geographie der Seele reicht über räumliche Grenzen hinaus und enthält auch eine politische und historische Bedeutung. Im Lauf der Jahre verliert Moskau langsam seine Vorrangstellung. Als Lea Goldberg vierzehn Jahre alt ist, wird Moskau zu einer unter vielen Großstädten, zu denen sie sich hingezogen fühlt. Mit Metropolen als solchen verbindet sie „Bilder bekannter Maler, schöne Gebäude und vor allem – andere Menschen“, und sie sagt ausdrücklich: „Ich will in die Großstadt fahren – nach Berlin, nach Paris, nach Rom oder nach Moskau.“²⁹ Zwei Jahre später, 1927, schreibt sie:

„Während der Unterrichtsstunde sitze ich und blicke auf die Landkarte Europas, die in unserer Abteilung hängt und denke, ‚fahren, fahren‘ [. . .] Mein Gesicht wird traurig, und ich höre die Stunde nicht. Mina sieht in mein Gesicht und lächelt. Sie spottet nicht. Meinen Gemütszustand versteht sie gut. Auch in ihrem Herzen ist er ein häufiger Gast. Und ich sehne mich und bin wütend über mich: Welch ein Wahnsinn! Ob ich wohl wieder zu diesem kleinen Mädchen geworden bin, das ‚nach Moskau, nach Moskau‘ will, weil es von den großen Wundern der Wiederbelebung Russlands, NEP usw. gehört hat . . .? ‚Nein. Jetzt ist es anders.‘“³⁰

²⁴ Goldberg: Tagebücher, 12.9.1925, S. 70.

²⁵ Ebd., 3.1.1928, S. 149.

²⁶ Ebd., 3.9.1929, S. 203.

²⁷ Hamutal Bar-Yosef: Lea Goldberg und das litauische Volkslied (hebr.). In: Avner Holzmann (Hg.): Von einem Zentrum in mehrere Zentren. Festschrift für Nurit Govrin (hebr.). Tel Aviv 2005, S. 437–459.

²⁸ Goldberg: Tagebücher, 15.11.1929, S. 206.

²⁹ Ebd., 9.11.1925, S. 73.

³⁰ Ebd., 29.11.1927, S. 129.



4 Gruppenbild aus dem Jahre 1930. Von links nach rechts: Mina Landau, geb. Goldberg (Lea Goldbergs beste Freundin), Lea Goldberg, Nadia Maisel und zwei Freunde aus Kowno (unbekannter Photograph)

Mit Mina Landau, geborene Goldberg, verbanden Lea Goldberg fünfzig Jahre einer Freundschaft, die in einem fast lebenslangen Briefwechsel dokumentiert ist. Die Lebensstationen der beiden Mädchen waren fast identisch und weisen auf mögliche osteuropäische weibliche Lebensentwürfe hin. Geboren im weißrussischen Minsk, hat die gleichaltrige Mina den Ersten Weltkrieg in Witebsk verbracht und kehrte erst 1919 mit ihren Eltern nach Kowno zurück.³¹ Nach einem Jahr Vorbereitungsstufe des russischen Kommerzgymnasiums trat sie im Jahr 1920 in das Kownoer Hebräische Gymnasium ein, das sie bis 1928 besuchte. Wie Lea studierte Mina Goldberg im Studienjahr 1928–1929 an der Universität zu Kowno und war dort – anders als Lea Goldberg – an der juristischen Fakultät eingeschrieben. Wie Lea Goldberg wollte anscheinend auch Mina fort von der Kownoer Universität.

Das Schicksal wollte es, dass der Weg Lea Goldbergs in die Großstadt über Berlin und nicht über Moskau führte. Doch nicht nur Schicksal war im Spiel. Ein Stipendium ermöglichte es dem mittellosen Mädchen, ihr angestrebtes Ziel zu erreichen und an eine Universität zu gelangen, in der es sogar Bücher gab. Während all ihrer Jahre am Hebräischen Gymnasium hatte Lea Goldberg Deutsch gelernt, und dies tat sie auch noch während ihres Studienjahres an der Universität Kowno.³² Nebenbei bemerkt, hatte Lea Goldberg an der Universität von Kowno noch eine andere Sprache gelernt, die für ihre fachliche Ausrichtung zwingend war: das Arabische. Die Erlernung dieser Sprache fiel ihr überhaupt nicht leicht, wie man aus den Klagen in den Briefen an Mina lesen kann.³³ Durch ein Stipendium gelangte Lea Gold-

³¹ Universitätsarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin. Mina Goldberg, Lebenslauf. Für die Hinweise aus dem Universitätsarchiv und für die Kopie der Doktorarbeit von Mina Goldberg bedanke ich mich bei Dr. Shlomo Shafir.

³² Siehe ihr erstes Zeugnis aus dem Hebräischen Gymnasium sowie ihr Zeugnis aus dem ersten Studienjahr an der Universität Kowno, Ha'amota Le'nihul Gnazim, Genazim 274 26a/4; 274 6084/16. Siehe Ruebner: Lea Goldberg, S. 40 f.

³³ Lea Goldberg an Mina Goldberg am 14.1.29, Genazim 274 66501/1; Lea Goldberg an Mina Goldberg am 5.7.1929, Genazim 274 66502/1; Lea

berg im Oktober 1930 nach Berlin, wo sie bis zur erfolgreichen Beendigung ihres Studiums im März 1932 blieb.³⁴ Ein zusätzliches Jahr verbrachte sie in Bonn, wo sie am Orientalischen Seminar bei Paul Kahle promoviert wurde. Die Freundin aus Kowno ging nicht genau denselben, aber einen ähnlichen Weg. Weil Mina aus einem besser situierten Elternhaus kam, war sie nicht auf ein Stipendium angewiesen und konnte schon im Wintersemester 1929 ihr Studium in Berlin aufnehmen. Sie wurde 1934 an der Friedrich-Wilhelm Universität mit einer Doktorarbeit zum Thema „Die Jahre 1881–1882 in der Geschichte der russischen Juden“ promoviert.

„Man muss häufig Tagebuch schreiben und auch ‚objektive‘ Dinge notieren. Nach einigen Jahren wird dies wichtig werden“, schreibt Lea Goldberg im April 1931 in ihr Tage-



5 Lea Goldberg, 1930
(unbekannter
Photograph)

Goldberg an Mina Goldberg am 22.7.1929, Genazim 274 66503/1; Lea Goldberg an Mina Goldberg am 8.5.1930, Genazim 274 66513/1.

³⁴ Universitätsarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin, Verzeichnis der Studierenden, Sommer-Semester 1930; Verzeichnis der Studierenden, Winter-Semester 1930–1931; Verzeichnis der Studierenden, Sommer-Semester 1931; Verzeichnis der Studierenden, Sommer-Semester 1932; Verzeichnis der Studierenden, Winter-Semester 1932–1933; Rektorat 120 16.10.1930–14.10.1931; Rektorat 120 16.10.1929–14.10.1930; Rektorat 122 16.10.1931–12.10.1932; Rektorat und Senat, 1035 Übersicht über die eingegangenen Ausländer-Aufnahme-Gesuche WS 1930/31; Studentenkarteikarte.



6 Hebräische Ausgabe des Buches „Briefe von einer Imaginären Reise“, 1937

buch.³⁵ Doch die Aufzeichnungen Lea Goldbergs aus den drei Jahren in Deutschland sind eher mager. Wer in ihrem Tagebuch ein historisches Zeugnis des Niedergangs der Weimarer Republik und des Aufstiegs des Nationalsozialismus zu finden sucht, wird enttäuscht sein. Diese Eindrücke kommen später indirekt zum Ausdruck: in ihrem Prosawerk „Briefe von einer imaginären Reise“, welches sie im Jahr 1937 veröffentlichte, in ihrem ein Jahr darauf erschienenen Aufsatz „Mut zum Profanen“, in den vielen Zeitungsartikeln und Notizen, die sie seit Ende der 1930er Jahre in Eretz Israel veröffentlichte, und in ihrem bereits erwähnten autobiographischen Roman „Ve-huh ha-or“ aus dem Jahr 1946.

Bevor Berlin zum Symbol Nazi-Deutschlands werden sollte, war die Stadt für sie vor allem eine Metropole, die Metropole. Schon in den Notizen in Lea Goldbergs Tagebuch aus der Jugendzeit zeigt sich eine ironische Distanz zu ihrer ständigen Sehnsucht nach der Großstadt. Das „nach Moskau, nach Moskau, nach Moskau“-Motiv gibt ihrer Geographie der Seele einen Bezug zur physischen Geographie. Die Fähigkeit der Großstadt, wie ein *deus ex machina* zu funktionieren und die gefesselte Seele zu befreien, ist eingeschränkt, während das ironische, sich wiederholende Anspielen auf die drei Schwestern Tschschowtschowa bedeutet, dass Lea Goldberg dies ohnehin durchschaut hat. „Ob ich wirklich zu dem Ergebnis kommen werde, dass auch die Großstadt mich nicht vor mir selbst retten wird? Dass ich voller Trauer bin?“ notiert sie in ihr Tagebuch am Ende des ersten Studienjahres in Berlin.³⁶ Und auch hier fehlt der Blick von außen nicht. In Abstand zu ihrem Selbst unterschreibt sie jenen Eintrag in ihr Tagebuch am selben Tag: „Bist Du es Lea – in Berlin?“³⁷

Aber auch wenn die Großstadt nicht die Seele aus ihrer Gefangenschaft befreien kann, so hat sie doch Vorteile gegenüber der Provinz. Die Großstadt ist ein Aussichtspunkt, der den Blick über den engen Horizont der Provinz hinaushebt, und sie vermag besonders denen, die nicht an sie gewöhnt sind, einen Maßstab für die Größe und Wichtigkeit der Dinge zu vermitteln. Wie überall bewegt sich Lea Goldbergs Blick von außen nach innen, von der Außenwelt in ihre innere Welt. „Vielleicht ist es besser, ein provinzielles unwissendes Mädchen zu sein,

³⁵ Goldberg: Tagebücher, 17.4.1931, S. 212.

³⁶ Ebd., 7.7.1931, S. 214.

³⁷ Ebd.



um etwas zu wissen“, schreibt sie, „vielleicht war zuvor trotz allem Provinzialität in mir, und daher danke ich für die Weisheit der Großstadt. Vielleicht gibt es eine Sache, die uns alle umwandeln wird und auch mich.“³⁸ Und so ist es. In der Großstadt Berlin verwirklicht Lea Goldberg ihren Kindheitstraum und bildet sich zur Philologin aus. In Bonn wird sie promoviert.³⁹

Der Ort, an dem Lea Goldberg ihr letztes Jahr in Deutschland verbrachte, das Orientalische Seminar der Universität Bonn unter der Leitung von Professor Paul Kahle, verdient eine eigene Abhandlung. Es war ein Babylon der Verständigung. In einer durch und durch vom Nationalsozialismus durchdrungenen akademischen Landschaft war das Orientalische Seminar eine Enklave.

Die Gegensätze zwischen der Außen- und der Innenwelt sind kaum krasser zum Ausdruck zu bringen als in einem Brief, den Lea Goldberg am 29. Januar 1933 an Mina schrieb.⁴⁰ Dort beschreibt sie einen geselligen Abend, zu dem sie mit anderen Kommilitonen bei einem muslimischen Inder aus Anlass des Ramadanendes eingeladen war. Jeder Anwesende wurde gebeten, ein ihm bekanntes Volkslied zu singen. Lea

7 Dozenten und Studierende des Orientalischen Seminars der Universität Bonn. In der ersten Reihe Prof. Paul E. Kahle, rechts neben ihm Lea Goldberg (undatiert, unbekannter Photograph)

³⁸ Ebd., 22.1.1932, S. 215 f.

³⁹ Promotionsalbum C der Philosophischen Fakultät (1933–1952), Universitätsarchiv Bonn, Bestand Amtsbücher, Signatur AB 55.

⁴⁰ Lea Goldberg an Mina Goldberg am 29.1.1933, Genazim 274 66526/1.



8 Titelseite von Lea Goldbergs Dissertation

Goldberg erzählt, wie sie ein hebräisches, ein russisches, ein litauisches und ein ukrainisches Lied anzubieten hatte. Anscheinend ist es ihr nicht gelungen, den Brief am Tag des Schreibens abzuschicken, denn am rechten Rande der ersten Briefseite steht: „31.1.33 was sagst Du zur deutschen Politik. Ich weiss auch nicht, was ich denken soll“.

Den veränderten Bedingungen zum Trotz gelang es Lea Goldberg 1933, ihre Promotion abzuschließen. In ihren letzten Monaten in Bonn wurde sie unsicher, bei wem sie noch Seminare besuchen sollte und Prüfungen ablegen könnte. Diese Sorgen teilte sie in ihren Briefen Mina mit, die an der Universität in Berlin vor gleichen Problemen stand: Die jüdischen Dozenten waren nach und nach entlassen worden, und über die Einstellung der deutschen Ordinarien – mit Ausnahme von Kahle – war man sich gar nicht sicher.⁴¹

Ein Exemplar der Niederschrift von Lea Goldbergs Doktorarbeit befindet sich heute im Magazin der Deutschen Nationalbibliothek in Leipzig, ein weiteres in der Nationalbibliothek in Jerusalem. Das Thema der Arbeit ist „Das samaritanische Pentateuchargum. Eine Untersuchung seiner handschriftlichen Quellen“.

Das Manuskript ihrer Arbeit musste Lea Goldberg in der litauischen Kleinstadt Raseiniai verfassen, wo sie mangels anderer Erwerbsmöglichkeiten gezwungen war, als Lehrerin an einem hebräischen Gymnasium zu arbeiten. Die letzte Korrespondenz vor der Veröffentlichung des Manuskripts führten Professor Kahle und Goldberg zwischen Deutschland und Litauen, zwischen Bonn und Raseiniai oder Kowno. Die Briefe Kahles lassen eine Empathie für die nach Litauen zurückgekehrte Studentin erkennen. „Hoffentlich finden Sie sich bald in die neue Arbeit hinein und haben daneben noch Zeit, etwas Wissenschaftliches zu arbeiten“, schreibt er ihr.⁴² Seine fachlichen Anforderungen an sie stellte er selbstverständlich trotz der Entfernung und der misslichen Bedingungen nicht zurück. Er forderte von ihr, Fehler im Manuskript sorgfältig zu überprüfen, zumal diese nicht in Bonn korrigiert werden konnten, da das Seminar über keine Konkordanz samaritanischer Begriffe verfügte.⁴³

⁴¹ Lea Goldberg an Mina Goldberg am 14.5.1933, Genazim 274 66528/1.

⁴² Prof. Kahle an Lea Goldberg am 19.9.1933, Genazim 274 16/4.

⁴³ Prof. Kahle an Lea Goldberg am 20.7.1934, Genazim 274 21/4.

Herr Cand. phil. L i j a G o l d b e r g
 FrL.
 wird erjudet, sich
 zum Zweck der Doktor-Prüfung:
 Mittwoch, den 26. Juli 1933, um Uhr
 vor diesem Termin bei folgenden Herren persönlich zu melden und die Meldung vom
 Examinator becheinigen zu lassen.

Fächer	Examinator	Wohnung	Zeit	Becheinigung des Examinators
Hauptfach <i>sem. Phil.</i>	Kahle	Poppelsdor- ferallee 25	nach Verabredung	<i>Kahle</i>
1. Nebenfach <i>Geschichte</i>	Braubach	do. 96	"	<i>M. Braubach</i> 5-5 3/4 Dom. 27. 10-1045 <i>r. A. Schneid</i>
2. Nebenfach <i>Pädagogik</i>	Rothacker	Philos. Sem.	"	

Bemerkungen:

Den Empfang dieser Mitteilung wollen Sie bestätigen.

Der Dekan. M 922 274
6075/116

Die Tatsache, dass es Goldberg gelang, ihre Promotion an einer deutschen Universität noch im Jahr 1933 zum Abschluss zu bringen, hängt mit ihrem Status als ausländische Staatsbürgerin zusammen. Genau so erging es Mina Goldberg, die ein Jahr später in Berlin promoviert wurde. Wären sie deutsche Jüdinnen gewesen, hätte das Gesetz ihnen dieses Recht verwehrt. So gesehen scheint die litauische Staatsbürgerschaft doch nicht ganz unnütz gewesen zu sein. Die Tatsache aber, dass Lea Goldbergs Arbeit im Jahr 1935 als Nummer 11 in der Reihe des Seminars, „Bonner Orientalische Studienhefte“ im Kohlhammer-Verlag in Stuttgart veröffentlicht wird, hängt vor allem mit der Persönlichkeit Kahles zusammen. Als ein durch und durch deutscher Ordinarius, ein Orientalist ersten Ranges

9 Lea Goldbergs Prüfer im Promotionsverfahren: der Orientalist Paul Ernst Kahle, der Historiker Max Braubach und der Philosoph und Psychologe Erich Rothacker



10 Professor Paul E. Kahle in seinem Arbeitszimmer (undatiert, unbekannter Photograph)

und als ein eingeschworener Protestant, blieb Kahle unberührt vom Nationalsozialismus, der sich in den akademischen Kreisen ansonsten so rasch ausbreitete. Über den Charakter des Orientalischen Seminars in Bonn, dessen Direktor Kahle von 1923 bis zum Beginn seines Londoner Exils 1939 war, gibt ein Memorandum Auskunft, das er an das britische Außenministerium schrieb, in der Hoffnung, es werde den Briten nach der Kapitulation Deutschlands nützlich sein. Diese Hoffnung sollte sich als falsch erweisen, das Dokument aber blieb erhalten. Dort schreibt Kahle rückblickend genau das, was man

aus Lea Goldbergs Briefen des entsprechenden Jahres an Mina entnehmen kann, und zwar, dass das Seminar durch seine Lehrer, Schüler und Besucher international geprägt gewesen sei, was sich als ein Schutz gegen die Einflussnahme der Nationalsozialisten erwiesen habe.⁴⁴ In ihrem letzten Jahr in Deutschland lebte Lea Goldberg auf einer Insel, oder – besser gesagt – in einem Zwischenraum.

Rückblickend liegt etwas Surreales in der Korrespondenz des Professors mit seiner Studentin und in ihrem der Realität der Zeit entrückten Versuch, mit Hilfe des Assistenten Dr. Levy, der schon 1933 entlassen worden war,⁴⁵ ein Manuskript über die samaritanische Übersetzung der Thora fertig zu stellen.⁴⁶ Vielleicht ist es die Kluft zwischen dem Orienta-

⁴⁴ Paul E. Kahle: Die Universität Bonn vor und während der Nazi-Zeit (1923–1939). Erfahrungen eines deutschen Professors. Bonn 2006, S. 48–91, hier S. 135 (ursprünglich englisch, London 1945).

⁴⁵ Lea Goldberg an Mina Goldberg 14.5.1933, Genazim 1/66528. Siehe auch Henry Wassermann: False Start. Jewish Studies at German Universities during the Weimarer Republic. New York 2003, S. 216. Zu Kahle ferner auch Marc B. Shapiro: The Life and Work of Rabbi Jehiel Jacob Weinberg, 1884–1966. Oxford 1999.

⁴⁶ Nach seiner Entlassung aus dem Orientalischen Seminar der Universität Bonn hat Dr. Kurt Levy als Lehrer am hebräischen Gymnasium in Köln gearbeitet. Ende Juli 1935 nahm er sich das Leben. Paul Kahle an Lea Goldberg am 27.12.1935, Genazim 274 22/4.

lischen Seminar und der Stadt Bonn, die Lea Goldberg dazu veranlasst, in ihrem Artikel, den sie 1938 in ihrem Wohnort Tel Aviv veröffentlicht, das Heraufkommen des Nationalsozialismus als „Massenermüdung vom Werk des Profanen“⁴⁷ zu beschreiben.

Doch warum forscht Lea Goldberg überhaupt auf dem Gebiet der Orientalistik? Dies ist schwer zu sagen. Ihr Biograph A.B. Yoffe beschreibt diesen Weg als das kleinste Übel, eine Abfindung mit dem Fehlen einer klassischen jüdischen Bildung auf akademischer Ebene. So lange die Erforschung der hebräischen Literatur als wissenschaftliche Disziplin oder gar akademische Laufbahn nicht existierte und an der deutschen Universität Judaica nur im Rahmen der semitischen Philologie gelehrt wurden, musste Lea Goldberg den Studiengang wählen, der ihren „Zukunftsplänen“ am nächsten kam.⁴⁸ Professor Kahle setzte Hoffnungen in sie.⁴⁹ Als er ihr schließlich die Veröffentlichung des Manuskripts verkündete, schrieb er: „Sie werden, wenn Sie selbst die Arbeit sehen, die Empfindung haben, dass die Sache nun recht ordentlich geworden ist. Die Arbeit macht sich doch sehr schön so und wird hoffentlich dazu dienen, Ihnen, wenn Sie wirklich nach Palästina gehen, auch dort etwas die Wege zu ebnen.“⁵⁰ Lea Goldberg selber war eher skeptisch, ob man in Palästina mit einer Mischung aus semitischen Sprachen und deutscher Geschichte, wie sie meinte, fruchtbare Arbeit leisten könnte.⁵¹

⁴⁷ Lea Goldberg: Der Mut zum Weltlichen (hebr.). In: Untersuchungen und Beispiele in unserer neuen Literatur (hebr.). Tel Aviv 1976, S. 165–170, hier S. 169.

⁴⁸ Yoffe: Begegnungen mit Lea Goldberg (hebr.), S. 67f. Ähnliche Vermutungen bei Yaakov Rabi: „Die Dichterin und das samaritische Pentateuchtargum“. In: Al Hamishmar, 10.4.1970, S. 7. Rabi ergänzt eine interessante Information über das Exemplar der Dissertation, das sich in der National Library in Jerusalem befindet. Das Exemplar ist mit zwei Stempeln versehen, denen man entnehmen kann, dass sich die Arbeit zeitweilig in der „Forschungsabteilung Judenfrage des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands“ befand. Dort wurde sie wahrscheinlich kurz nach dem Krieg entdeckt und über das Archival Depot in Offenbach im Rahmen des „Jewish Deconstruction Program“ nach Jerusalem überführt.

⁴⁹ Ruebner schreibt, dass Professor Kahle, auch als Lea Goldberg auswanderte und sich in Tel Aviv niederließ, weiterhin versuchte, sie in seinen Briefen zur akademischen Welt zurückzuführen. Vgl. Ruebner: Lea Goldberg, S. 23.

⁵⁰ Kahle an Goldberg am 31.1.1935, Genazim 274 20/4.

⁵¹ Lea Goldberg an Mina Goldberg am 4.6.1933, Genazim 274 66538/1.

Lea Goldbergs Weg nach Palästina führte schließlich nicht über die klassische semitische Philologie, sondern über die moderne hebräische Literatur. Schon drei Jahre zuvor, als sie noch eifrig studiert, schreibt sie:

„Für mich ist die hebräische Literatur ein Anhaltspunkt. In letzter Zeit wird mir diese Sache jeden Tag wichtiger. Leider wird unsere Literatur mir niemals die Möglichkeit geben, nur in diesem Beruf zu arbeiten, und dies wird immer eine Art *Nebenfach* von mir sein, obwohl es für mich das Wesentliche ist und der ganze Rest ein völliges Nebenfach.“⁵² An dieser Stelle verwendet sie den deutschen Begriff *Nebenfach* in lateinischen Buchstaben im hebräischen Text.

Es bleibt jedoch offen, ob es jemals ein „Nebenfach“ war. Seit dem Jahr 1931 war Lea Goldberg Mitglied in der Gruppe „Petach“, einer Vereinigung hebräischer Schriftsteller und Dichter, die sich in Kowno im Umfeld des Modernismus in der hebräischen Literatur und Dichtung organisiert hatte. Es gelang „Petach“, in Kowno elf Broschüren und eine Anthologie unter dem Titel „Pa’am“ zu veröffentlichen, in welcher unter anderem auch einige Gedichte Lea Goldbergs erschienen. Ihr Name und ihr Ruf, wie auch der anderer Mitglieder der Gruppe, wurden so in den entsprechenden literarischen Kreisen in Palästina bekannt. Goldberg begann mit Abraham Schlonsky – einer Schlüsselfigur in der modernistischen hebräischen Dichtung Palästinas – persönlichen Kontakt aufzunehmen. „Ich bin hier am ‚Ende meiner Welt‘“, schreibt Goldberg an Schlonsky im März 1933, „leider etwas entfernt vom hebräischen Leben und etwas zu beschäftigt mit Dingen, die mir nichts geben, und sehr deprimiert durch die politischen Ereignisse der letzten Tage.“⁵³ Schlonsky war in diesen Tagen mit anderen Problemen befasst als Lea Goldberg, die zu dieser Zeit noch Doktorandin in Bonn war. Im Jahr 1932 hatte sich nämlich die modernistische Literaturszene Palästinas gespalten.⁵⁴ Wegen des befürchteten Scheiterns seines Lagers im Kampf um die hebräische Kultur Palästinas wandte sich Schlonsky an Lea Goldberg, um sie für seine Gruppe zu rekrutieren. Er bat sie, ihm ihre Gedichte zu

⁵² Ruebner: Lea Goldberg, S. 23 ff.

⁵³ Goldberg an Schlonsky, Bonn, am 13.3.1933, Genazim 158 11612/1.

⁵⁴ Zohar Shavit: Das literarische Leben in Israel von 1910–1933 (hebr.). Literature, Meaning, Culture 13, Publications of The Porter Institute for Poetics & Semiotics. Tel Aviv 1993, S. 126–129.

schicken und ihn bei der Stärkung der Gruppe „Yachdav“ zu unterstützen. Mit Hilfe der Kownoer Dichter wollte Schlonsky in Palästina die Bruchstücke des hebräischen Modernismus zusammenbringen.⁵⁵

In der jüdischen Historiographie ist häufig vom deutschen Kulturkreis die Rede, einem Kreis, der seit der Epoche der Haskala Juden in Mittel- und Osteuropa, die über verschiedene Imperien und Länder verstreut waren, miteinander verband. In Kowno war Lea Goldberg, wie wir gesehen haben, mit dem deutschen Kulturkreis verbunden, und sein Einfluss brachte sie am Ende der Weimarer Republik zum Studium nach Berlin und Bonn. Somit bewegte sie sich von der Peripherie ins Zentrum. Lea Goldberg selber hat sich rückblickend als Teil dieser Tradition verstanden. Bezeichnenderweise reflektierte sie diesen Lebensabschnitt in einem Zeitungsartikel in Tel Aviv, kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges. In dem eben genannten Aufsatz namens „Euer Europa“, in dem sie sich gegen eine Abkehr von Europa äußert, geht sie am 30. April 1945 auf ihre Erfahrung ein und beschreibt ihren Werdegang als typisch für eine gesamte Generation. „Was war Europa für uns, für meine Generation, deren Kindheit Churban und Zerstörung war, deren Haus, Familie und Ruhe schon im vorigen Krieg 1914–1918 zerstört wurde? Schon damals war alles in unserem Leben ruiniert, nicht aber der Glaube. Die Kinder der kulturellen Ränder, die Kinder in den dämmernden Ecken Osteuropas, die Gefangenen des jüdischen Shtetls in all ihren Formen, wie sind wir zu den großen Zentren gegangen, um Tora und Wissen zu lernen! Dumm und naiv waren wir wie Salomon Maimon seiner Zeit, wie die ‚Haskala‘-Menschen sind wir, die jungen Menschen, aus den ‚Grenzgebieten‘ gegangen, um aus den Quellen des Wissens zu trinken. Die Anziehung der ‚großen aufgeklärten Welt‘ war in unserem Blut, Erbe des Blutes der Aufklärer.“⁵⁶ Ähnliche Selbststilisierung im Geiste der ost-europäischen jüdischen Aufklärung präsentiert Lea Goldberg in „Ve-huh ha-or“, wo sie in der ersten Person Plural schreibt: „Wir gehen ins Exil zum Ort des Wissens, wie im Zeitalter der Aufklärung, wie Salomon Maimon seiner Zeit.“⁵⁷

⁵⁵ Schlonsky an Goldberg am 31.3.1933, Genazim 274 55/4.

⁵⁶ Lea Goldberg: Euer Europa. In: Mishmar, 30.4.1945, S. 6.

⁵⁷ Goldberg: Und das ist das Licht, S. 81.

Lea Goldberg und Schlonsky: Schlonsky begnügte sich nicht mit frischem Wind aus Kowno, er war vor allem an einer Stärkung seiner Position im Streit um den hebräischen Modernismus in Tel Aviv interessiert. Daher setzte er sich 1934 verstärkt für den Erhalt von Zertifikaten ein, die es ermöglichten, hebräische Dichter aus Kowno nach Palästina einwandern zu lassen. Gleichzeitig arbeitete er mit großem Eifer an der Herausgabe des ersten Gedichtbandes Lea Goldbergs. Wie in ihrer Korrespondenz mit Professor Kahle, wie auch in ihren Briefen mit Schlonsky deutlich wird, erleichterte Lea Goldberg die Arbeit keineswegs. „Die Seiten, die Du uns geschickt hast, haben keine Seitenzahlen und die Zyklen haben keine Ordnung... Beeile Dich und lasse uns [die rechte Anordnung] wissen durch die Luftpost“, schreibt Schlonsky an die junge Dichterin,⁵⁸ die entschuldigend antwortet: „Schade, dass ich das nicht sofort beim Schicken meines Manuskripts getan habe, aber ich bin noch nicht daran gewöhnt, ‚mein Buch‘ zu ordnen.“⁵⁹

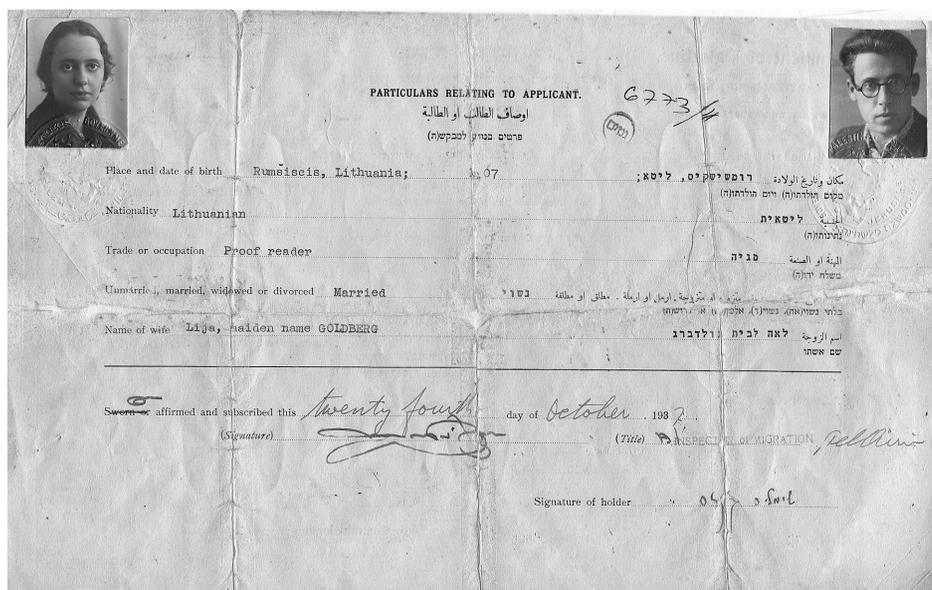
Das Zertifikat, der Gedichtband und die Lage der hebräischen Kultur in Palästina sind unmittelbar voneinander abhängig. Goldberg wusste nicht, ob sie an die Zertifikat-Angelegenheit zu große Hoffnung hängen sollte. „Es wäre gut, wenn die Sache Wirklichkeit würde“, schreibt sie an Schlonsky, „aber die Hoffnung ist, wie es aussieht, zu schwach. In Litauen ist es schwer zu schreiben, obwohl das Schreiben offensichtlich überall möglich ist, und die passende Umgebung fehlt anscheinend sogar in Eretz Israel. Jedenfalls gibt es dort nur eine kleine Anzahl von Menschen, die an Dichtung *interessiert* sind – hier nicht.“⁶⁰ Geistesangelegenheiten vermischen sich in ihren Briefen mit Profanem. In seinem Antwortbrief schreibt ihr Schlonsky, dass man in Palästina nicht entscheiden könnte, wessen Einwanderung Vorrang habe, und deutet an, dass es auf jeden Fall die Möglichkeit gebe, „dass auf ein Zertifikat zwei Personen kommen werden, und eine davon – du...“.⁶¹ Damit spielt er auf die Möglichkeit an, die von den Briten verhängte Einreisebeschränkung durch fiktive Eheschließungen zu umgehen. Solch eine Heirat würde es zwei Dichtern ermöglichen, auf einem Zertifikat einzureisen.

⁵⁸ Ruebner: Lea Goldberg, S. 28.

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Goldberg an Schlonsky, 1934, Genazim 158 2735/1.

⁶¹ Schlonsky an Goldberg am 18.7.1934, Genazim 274 56/4.



Goldberg folgt seinem Rat. Im Januar 1935 gelangt sie mit einem Zertifikat nach Palästina, das sie als fiktive Ehefrau mit einem weiteren Dichter der Kownoer Gruppe, Schimon Gens, teilt. In ihrer Kindheit wollte Goldberg ein hebräischer „Dichter“ sein. Jetzt trat sie durch die Tore Palästinas als fiktive Gattin eines Dichters, dessen Beruf, um die Einwanderungsbestimmungen zu erfüllen, als „proof reader“ getarnt war. In Palästina warteten Schlonsky und die Gruppe „Yachdav“ auf sie und überreichten ihr als Geschenk ihren ersten Gedichtband „Taba’ot ashan“ [„Rauchringe“]. Als „Persönliche, intime, europäische Dichtung ohne Anklang an das Shtetl“ charakterisiert Tuwia Ruebner ihren Band „Taba’ot ashan“, „Dichtung, die auf alle Tendenziösität, alle großen Ankündigungen verzichtet, Dichtung in deren Zentrum nicht der gesellschaftliche, nationale, etablierte Mensch, sondern das Individuum steht, das empfänglich für die Natur, die Liebe und vor allem für die Dichtung ist.“⁶²

Doch wie immer in Goldbergs Leben vermischen sich Freude und Kummer, Lyrik und Profanes. Der Band, den die Freunde mit Eifer und Hingabe vorbereitet haben, ist mit Tippfehlern durchsetzt.

11 Antrag auf Einbürgerung in Palästina – Eretz Israel (damals britisches Mandatsgebiet), eingereicht von Lea Goldberg und ihrem „Ehemann“, dem Kownoer Dichter Schimon Gens (1935)

⁶² Ruebner: Lea Goldberg, S. 35.

Das Mädchen aus Kowno war zu einem hebräischen „Dichter“ geworden, ganz so, wie sie es in ihrer Kindheit beschlossen hatte. Ob es sich hier um den „Geist der Geschichte“ handelt? Lea Goldberg selbst hätte eine derartige Erklärung von Grund auf abgelehnt. In „Ve-huh ha-or“ erwähnt sie rebellierend einen preußischen Professor, ihren Dozenten für Geschichte in Berlin, der sich solcher Geschichtserklärungen verschrieben hatte. „Geist der Geschichte!“, spottet Nora, die Protagonistin, die Lea Goldberg im Roman verkörpert. „Sie verzog ihr Gesicht voller Abscheu. Geist, wenn das Schicksal eines Menschen durch gelbe Schuhe entschieden wird. Wenn dies die Logik des Lebens ist, dann geh‘ und glaube an den Geist der Geschichte! Aber plötzlich richtete sie sich auf und saß im Bett und sagte flüsternd: Ich werde sehr glücklich sein, ihnen allen zum Trotz!“⁶³

BILDNACHWEIS
Abb. 1–11: Asher Barash
Bio-Bibliographical Institute for the Research of Modern Hebrew Literature („Genazim“). Tel Aviv, Israel.

⁶³ Goldberg: Und das ist das Licht, S. 27.

Andrea Sinn

Begegnung mit dem „Rest der Geretteten“

Hans Lamms Berichte aus dem Nachkriegsdeutschland

US-Präsident Harry S. Truman hatte nach kritischer Bericht-erstattung über die Zustände für jüdische Überlebende in den Besatzungszonen im Sommer 1945 zugestimmt, deren Situation inspizieren zu lassen. Er beauftragte damit den ehemaligen US-Kommissar für Einwanderung, nunmehr amerikanischen Vertreter des Intergovernmental Committee on Refugees, Earl G. Harrison, der am 24. August 1945 seinen Abschlussbericht vorlegte. Dieser Bericht kritisierte die Lebensbedingungen der jüdischen Überlebenden und ihre Behandlung durch die Besatzungsmächte sehr deutlich und hatte in der amerikanischen Besatzungszone entscheidende Veränderungen der Situation für jüdische Überlebende zur Folge.¹ Neben solchen offiziellen Dokumenten geben persönliche Erfahrungsberichte von Personen, die aus unterschiedlichen Motivationen heraus das zerstörte Nachkriegsdeutschland betraten, Auskunft über die Zustände für jüdische Überlebende in den Besatzungszonen. Soldaten der alliierten Armeen gehörten ebenso zu dieser Personengruppe wie politisch oder rassistisch Verfolgte, die den Naziterror im Exil überlebt hatten. Diejenigen, die einst in Deutschland zu Hause gewesen waren, hatten eine ganz eigene Wahrnehmung der Umgebung. Sie beschrieben das Vor-gefundene nicht nur als Außenstehende, sondern zugleich aus der Sicht des Rückkehrers.

Ein Beispiel dafür sind private Briefe Hans Lamms aus dem Jahre 1945.² Lamm, einer der wenigen deutschen Juden, die sich später dazu entschlossen, dauerhaft in ihr Geburtsland

¹ Vgl. hierzu z.B. Angelika Königseder/Juliane Wetzel: Lebensmut im Wartesaal. Die jüdischen DPs (Displaced Persons) im Nachkriegsdeutschland. Frankfurt am Main 1994, S. 35–46.

² Diese sowie die im weiteren wiedergegebenen Informationen zu Lamm finden sich in seinem Nachlass und dem Nachlass Schalom Ben-Chorins, beide Stadtarchiv München.

zurückzukehren, ist heute vielen vor allem als Vorgänger von Charlotte Knobloch im Amt als Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde München bekannt. Geboren wurde er am 8. Juni 1913 in München. Aus dieser Stadt, in der er seine Kindheit und Jugend verbracht hatte, floh er vergleichsweise spät – im Jahr 1938 – in die USA, wo er zunächst sein in Deutschland abgebrochenes Studium fortsetzte und später berufliche Erfahrung als Angestellter bei verschiedenen amerikanisch-jüdischen Organisationen sowie als freiberuflicher Journalist sammelte. Das Gefühl der Betroffenheit und der Angst um die in Deutschland Zurückgebliebenen mag erklären, warum Lamm 1945 entschied, seine „neue Heimat“ zu verlassen, und warum er eine Anstellung anstrebte, die mit dem Ausgang des Krieges zu tun hatte. „Zu sagen, dass dies alles Zufall wäre, würde sicherlich der Wahrheit nicht entsprechen, wie ich überhaupt der Meinung bin, dass es Zufälle kaum gibt. Zufälle werden oft von uns herbeigeführt und manipuliert“, erinnert er sich 1983 an die Momente der Entscheidung für eine Rückkehr nach Deutschland und ergänzt: „Und ich hätte natürlich auch in Amerika bleiben können und in Amerika ein Leben gestalten können.“³

Im Herbst 1945 bot sich Lamm die Gelegenheit, als Repräsentant der 1943 gegründeten American Jewish Conference (AJCon) nach Deutschland einzureisen. Seit Beginn ihres Bestehens setzte sich die AJCon, die 32 amerikanisch-jüdische Organisationen repräsentierte, für die Rettung der Juden in Europa ein, dann seit Ende des Krieges für die Rechte und Stellung der Juden in der Nachkriegswelt sowie die Rechte des jüdischen Volkes in Bezug auf Palästina. Im Sommer 1945 hatte die AJCon ihrerseits entschieden, eine Delegation in die westlichen Besatzungszonen zu entsenden. Diese sollte vor allem die Lebensbedingungen der sich in den Besatzungszonen aufhaltenden jüdischen Displaced Persons (DPs)⁴ überwachen.

³ Zitiert aus: Gespräch zwischen Hans Lamm und Schalom Ben-Chorin, aufgezeichnet als Vorratsaufnahme des Bayerischen Rundfunks am 10.5.1983.

⁴ Die Bezeichnung Displaced Persons (DPs) umfasste all jene Personen, die infolge des Krieges aus ihrer Heimat vertrieben, geflohen oder verschleppt worden waren und sich nicht in der Lage sahen, sich einstweilen in der Fremde zu behaupten und mittelfristig wieder an ihren eigentlichen Lebensort zurückzukehren. Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene gehörten genauso zu dieser Gruppe wie ehemalige Konzentrationslagerhäftlinge.

Man hoffte, durch die Anwesenheit und durch unabhängige Kontrollen ausländischer Beobachter und deren Berichte eine langfristige Verbesserung der Situation der jüdischen Überlebenden herbeiführen bzw. garantieren zu können.

Am 7. November 1945 verließ Lamm als Vertreter der AJCon die USA, um zunächst für einen Zeitraum von drei Monaten die wichtige Rolle des Fürsprechers für die jüdischen DPs zu übernehmen. „Es gab damals eine riesige Anzahl sogenannter DPs, Displaced Persons, in Deutschland, in Süddeutschland, vor allem in München und in der Umgebung, das heißt genau das zehnfache der Juden, die in unserer Jugend in München gelebt hatten...“⁵ Mit diesen Worten beginnt Lamm Jahre nach dem Ende seiner Tätigkeit für die AJCon das Gespräch mit seinem Jugendfreund Schalom Ben-Chorin über diesen ersten Aufenthalt im zerstörten Nachkriegsdeutschland. Bereits 1945 hatte Lamm Freunden in Briefen von seinen Aufgaben und persönlichen Erfahrungen in den Besatzungszonen berichtet. Aufgrund seiner Reisetätigkeit gelang es ihm damals nicht, allen, mit denen er in Kontakt bleiben wollte, einzeln über die Situation im Nachkriegsdeutschland zu berichten. Um dennoch regelmäßig von sich hören zu lassen, ging er dazu über, Rundbriefe zu verschicken, in denen er seinen Alltag beschrieb. Die Frage, wie es ihm in Deutschland ergehe und welche Aufgaben er zu bewältigen habe, beantwortet Lamm besonders ausführlich in einem seiner ersten Rundbriefe, dem vom 9. und 10. Dezember 1945.⁶

Wie bereits erwähnt, verlangte es seine Tätigkeit, dass er durch die einzelnen Teile des ehemaligen Deutschen Reiches fuhr, um sich ein Bild von der Situation der Juden, vor allem der jüdischen DPs in diesem Gebiet zu machen.

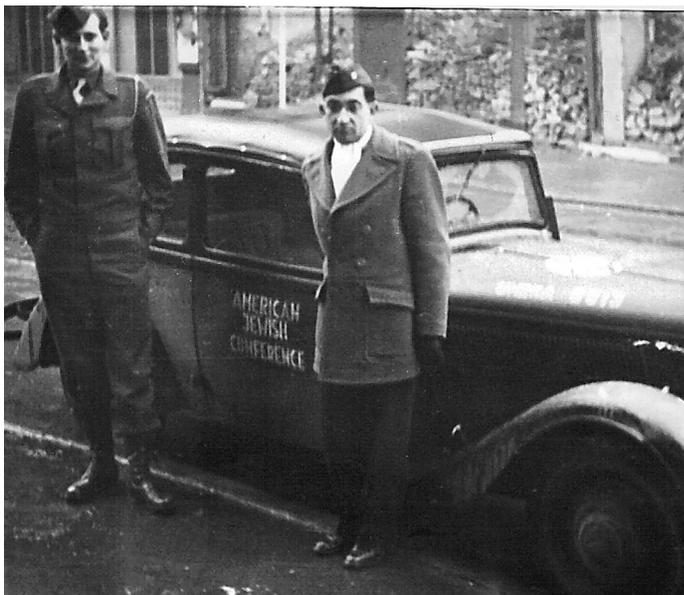
Berlin und Orte im Westen Deutschlands gehörten dabei genauso zu seinen Zielen wie Städte im Süden des Landes und im heutigen Österreich.

Die Begegnungen mit den Überlebenden des Holocaust waren zahlreich. Seinen ersten Kontakt zu ihnen knüpfte Lamm, der zunächst in Wiesbaden untergebracht war, in Frankfurt am Main, wo er sich um 600 Juden kümmerte: 300 deutsche Juden, 300 jüdische DPs. Ihre Situation, so schrieb Lamm, sei nicht einfach; in vielen Fällen hätten die Überlebenden nur

⁵ Zitiert aus: Gespräch zwischen Lamm und Ben-Chorin, wie Anm. 4.

⁶ Die im Folgenden zitierten englischsprachigen Textpassagen sind dem hier genannten Rundbrief Lamms vom 9./10.12.1945 entnommen.

1 Hans Lamm, rechts im Bild, als Vertreter der American Jewish Conference, Winter 1945/1946



unwesentlich mehr zu essen als die Deutschen, ihre Ration betrage gerade einmal 1500 Kalorien, die nach dem 1. Januar auf 1550 Kalorien erhöht werden sollten. Besonders deutlich wurde Lamm dieser Mangel bewusst, als er Bekannte oder Freunde kaum noch wiedererkannte: „It was hard to conceal my shock when I saw the changes in their appearance.“

Das DP-Camp Zeilsheim, nahe Frankfurt, war kurz vor Lamms Eintreffen als eines der ersten ausschließlich für jüdische DPs errichtet worden und beherbergte etwa 3000 Personen. Die meisten von ihnen waren „newcomers from Poland, who fled for their lives from new pogroms...“. Auch diese Gruppe jüdischer DPs besuchte Lamm regelmäßig, um sich nach ihrem Zustand zu erkundigen. In seinem Brief erzählte er darüber hinaus von schlechten Lebensbedingungen und überfüllten Unterkünften für die DPs in Wien, Salzburg und Linz. Zugleich stellte er jedoch fest, dass die Situation für die Überlebenden in den DP-Camps in Bayern noch weit schwieriger war, da in diesen zusätzlich irgendwie Raum für die nicht enden wollenden Ströme polnischer Flüchtlinge geschaffen werden musste. Die Überfüllung sei jedoch nur eines von vielen Problemen, mit denen man zu kämpfen habe: So mangle es beispielsweise ebenso an Elektrizität und Wärme, die aufgrund eines europaweiten Ölmangets nur selten vorhanden



sein, und mit deren Fehlen – wie Lamm nebenbei bemerkte – auch er sich zu arrangieren habe.

Unabhängig davon, wo Lamm mit Überlebenden ins Gespräch kam, blieb die am häufigsten und gleichbleibend verbittert vorgebrachte Klage über die schlechte Versorgungslage: Es gebe zu viele Kohlenhydrate, zu wenig frisches Gemüse und unzureichende Fleischmengen. Die DPs, so versuchte Lamm seinen Freunden zu erklären, die so unglaubliche und unvorstellbare Qualen erleiden mussten, würden oft einfach Forderungen stellen, die nicht immer „vernünftig“ erscheinen, aber man dürfe nicht erwarten, dass sie tatsächlich zufrieden oder gar glücklich seien, solange sie sich in der anormalen Umgebung des Lagers aufhalten müssten. „We know“, so schrieb er weiter, „that people desire, above all, the normality of life of free people and this is what they want and what they must get.“

Lamm berichtete in seinem Brief Anfang Dezember 1945 jedoch nicht nur über die Begegnung mit den jüdischen Überlebenden, sondern auch über seine persönlichen Eindrücke beim Wiedersehen mit der alten Heimat und der deutschen Bevölkerung. Jedes Mal war er erneut in den verschiedenen Städten, die er als Gesandter der AJCon passierte, mit dem Anblick der Zerstörung konfrontiert – eine deprimierende und häss-

2 Alltag im DP-Camp
Eschwege



3 Eine besondere Einrichtung war das DP-Lager Mittenwald (Hotel Karwendel) – es wurde als Erholungszentrum für Föhrenwalder DPs eingerichtet.

liche Ansicht, wie er es beschrieb, an die man sich nicht gewöhnen könne. Besonders schwer fiel ihm das Wiedersehen mit seiner Geburtsstadt München: „Munich, too, is only a shell of its former self and since it was so beautiful its downfall is particularly depressing“.

Diese Eindrücke und die Bewältigung dessen, was er sah, waren für ihn unmittelbar verknüpft mit der Frage nach den Menschen, die diesen Wahnsinn verursacht hatten und jetzt mit seinen Folgen leben mussten. Für Lamm scheint Hass gegenüber der deutschen Bevölkerung im allgemeinen keine Rolle gespielt zu haben. Die überall vorgefundene Zerstörung verletzte ihn mehr, als dass er sie als gerecht oder notwendig erachtet hätte.

Zugleich löste die Zerstörung Lamms intensive Auseinandersetzung mit dem Lebensgefühl der Deutschen und ihren Erlebnissen während des Dritten Reichs aus. Er suchte den Kontakt mit Einheimischen, mit denen er über die vergangene Herrschaft der Nationalsozialisten ins Gespräch kommen konnte. Aufgrund seiner Begegnungen mit Deutschen kam Lamm zu dem Schluss, dass innerhalb der deutschen Gesell-

schaft tatsächlich ein Nachdenken über die Ereignisse der vergangenen nationalsozialistischen Gewaltherrschaft stattfand, auch wenn einzelne Aspekte dieser Denkprozesse nicht mit den tatsächlichen Gegebenheiten übereinstimmten. Lamms wichtigste Gesprächspartner waren einerseits ein junger Mann, der in dem Hotel arbeitete, in dem Lamm untergebracht war („a typical German youth if there ever was one, blond, tall, blue eyed, father a colonel, an American POW, brother in Russian hands“), und andererseits zwei Mitglieder der neuen Regierung von Groß-Hessen.

„The first source of information affords intriguing insights into the psychology of the Germans of today. The boy – I guess he is of above average intelligence – is in no way uncritical, and certainly not a blind defender of the crushed regime. The Party apparently was never popular with him although the leader, (who ‚did not know what was going on since Himmler did not let him know the thruth!‘), has still much of his glory. He is cynical and distrustful towards all political propaganda, has lost much of his sense of values, and exhibits little interest in politics at all. (‚This winter we Germans want nothing but bread, a bed, and a roof!‘) He has little hope in the future of Germany nor does he seem to be concerned too much about it. He calls the whole German people ‚sick children‘, and I think there is much truth in that. The Ministers of Justice and Education with whom I conferred verified in general the impressions I had obtained from the first source.“ Lamms Beobachtung ist in jedem Fall bemerkenswert, weil sie dem Urteil entgegen steht, die Deutschen wären gegenüber der nationalsozialistischen Herrschaft auch nach Ende des Zweiten Weltkrieges nicht kritisch gewesen, sondern hätten versucht, das Geschehene zu beschönigen.

Das Ende seiner Tätigkeit für die AJCon im Mai 1946 bedeutete für Lamm nicht das Ende seines Aufenthaltes in Deutschland. Vielmehr war sie der erste Schritt der Annäherung an die fremd gewordene deutsche Heimat und der Beginn seiner persönlichen Auseinandersetzung mit den Geschehnissen der unmittelbaren Vergangenheit. Da Lamm Europa noch nicht verlassen wollte, ging er als Dolmetscher nach Nürnberg, wo er am Hauptkriegsverbrecherprozess, an den Nachfolgeprozessen und an den Verfahren der Wiedergutmachungsgerichte beteiligt war. Nach einem erneuten Aufenthalt in den USA kehrte er 1955 endgültig nach Deutschland zurück. Als Kulturdezernent des Zentralrats der Juden in Deutschland wirkte Lamm

BILDNACHWEIS
Abb. 1: Stadtarchiv der Landeshauptstadt München 5/0002/LAM. – Abb. 2: United States Holocaust Memorial Museum, Washington (Esther Kacs Livingston), 44866. – Abb. 3: USHMM (Aviva Kempner), 20092.

in Düsseldorf (1955–1960) und gründete 1957 den auf Judaica spezialisierten Ner-Tamid-Verlag, in dem 1958 das von ihm herausgegebene und vielbeachtete Gedenkbuch „Von Juden in München“ erschien. Von 1961 bis 1978 war er Abteilungsleiter der Münchner Volkshochschule, seit 1970 Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde München. Bis zu seinem Tod am 23. April 1985 setzte sich Lamm in diesen Ämtern und darüber hinaus in zahlreichen Gremien unermüdlich für die Interessen der Juden in Deutschland und die Aussöhnung zwischen dem jüdischen und dem deutschen Volke ein.

Tamar Lewinsky

„Bücher, Medikamente, Brot“

Vom Lesen und Schreiben bei den jüdischen
Displaced Persons

„Bücher, Medikamente, Brot“ forderte der Journalist Levi Shalitan im März 1946 für die jüdischen Displaced Persons in Deutschland.¹ Denn auch Monate nach der Befreiung war die Versorgungslage für die Überlebenden des Holocaust noch immer unzureichend. Zwar waren als Folge des aufsehenerregenden Harrison-Reports im Herbst 1945 rein jüdische DP-Camps eingerichtet worden, doch schon bald waren diese provisorischen Lager überbelegt: Der Zustrom aus dem Osten war erheblich angewachsen, nachdem Zehntausende polnische Juden, die den Krieg in der Sowjetunion überlebt hatten, aus ihrem Exil repatriert wurden und mit Hilfe der illegalen jüdischen Fluchthilfeorganisation die westlichen Besatzungszonen Deutschlands erreichten. Während andere Flüchtlingsgruppen in ihre Heimatländer zurückkehrten, wuchs die Zahl jüdischer DPs in Deutschland, Österreich und Italien im Laufe des Jahres 1946 auf eine viertel Million Personen an. Allein in der amerikanischen Besatzungszone Deutschlands waren es schätzungsweise 150 000 jüdische Displaced Persons, die nicht nur materiell versorgt sein, sondern auch ihren geistigen Hunger stillen wollten.

Hilfslieferungen, die aus dem Ausland eintrafen, vermochten diesen Mangel an Lesematerial aber nur punktuell zu beheben. Besonders dringend war die Versorgung der DPs mit Lehrbüchern für die zahlreichen Schulen und Ausbildungsstätten, die unmittelbar nach Einrichtung der Camps entstanden. Denn die Mehrheit der DPs waren Jugendliche und junge Erwachsene, die bis dahin kaum formale Bildung erhalten hatten. Die repatriierten polnischen Juden, so entbehrensreich die Jahre in Sibirien und in den mittelasiatischen Sowjetre-

¹ Levi Shalitan: fun undzer seyder-hayom. bikher, medikamentn, broyt (Von unserer Tagesordnung). In: undzer veg, 8.3.1946.



1 Lesen und lernen – jüdische DP-Kinder vor einer Wandzeitung in Berlin

publikan auch gewesen sein mochten, überlebten die Kriegsjahre oft als ganze Familien, so dass seit 1946 auch Kinderstimmen in den Camps zu hören waren.

Die Erziehungsabteilung der amerikanisch-jüdischen Hilfsorganisation Joint Distribution Committee (JDC) kümmerte sich in größerem Umfang um die Versorgung mit Unterrichtsmaterial und begann mit dem Nachdruck von Lehrbüchern mit Auflagen von bis zu 20 000 Exemplaren. Außerdem wirkten ihre Mitarbeiter, der Historiker Koppel S. Pinson und seine Nachfolgerin Lucy Schildkret (die spätere Historikerin Lucy Dawidowicz), die Erlaubnis, für die Einrichtung von Camp-Bibliotheken 25 000 Bücher aus dem Offenbacher Archiv-Depot zu beziehen.² Buchspenden aus den USA wirkten ergänzend, doch die Auswahl der Bücher war oft ebenso unpassend wie die Kleider, welche den DPs aus dem Ausland zugeschickt wurden.

Umso wichtiger wurde daher das jiddische Pressewesen, welches wortwörtlich mit der Befreiung aus den Konzentrationslagern seinen Neuanfang nach dem Holocaust genommen hatte: Noch vor Kriegsende war Anfang Mai 1945 im befreiten KZ Buchenwald eine handgeschriebene Zeitung unter dem Titel „tkhies hameysim“ („Auferstehung der Toten“) entstanden. Im DP-Lager Bergen-Belsen, unweit des ehemaligen Konzentrationslagers, erschien seit dem 12. Juli 1945 regelmäßig „undzer shtime“ („Unsere Stimme“). Ein DP erinnerte sich an die Anfänge dieses Unternehmens:

„Da treffen sich ein paar Tage nach der Befreiung vier Häftlinge, mit gestreiften Lager-Anzügen, hungrig und müde. Zu einer Zeit, als alle von dem Gedanken des ‚Organisierens‘ eines menschenwürdigen Kleidungsstückes absorbiert waren, denken die vier über die Beschaffung jiddischer Druck-Schrift nach, um eine jiddische Zeitung herauszugeben.“³

Mit demselben Problem sahen sich auch die Journalisten in der amerikanischen Besatzungszone konfrontiert. Von den drei Wochenzeitungen, die im Oktober 1945 im Abstand von nur wenigen Tagen in München sowie in den DP-Camps Feldafing und Landsberg ihre Arbeit aufnahmen, war nur eine,

² Das Offenbacher Archiv-Depot war ein von den amerikanischen Armeebehörden eingerichteter Sammelpunkt für geraubtes Kulturgut. Darunter befanden sich auch immense jüdische Bestände aus ganz Europa.

³ Sami Feder: mayne vuntshn – undzer shtime (Meine Wünsche – unsere Stimme). In: undzer shtime, 12. Juli 1946.



2 Arbeiten im
Provisorium: die Setzerei
der DP-Zeitung
„unterwegs“ in
Frankfurt-Zeilsheim

das Organ des inzwischen gegründeten Zentralkomitees der befreiten Juden in der amerikanischen Besatzungszone „undzer veg“ („Unser Weg“), in jiddischen Buchstaben gesetzt. Wo sollte man schließlich ausgerechnet in Deutschland jiddische Quadratschrift aufreiben? Umso größer war die Freude darüber, dass es Levi Shalitan, dem ersten Chefredakteur und Gründer der Zeitung, tatsächlich gelang, in einer Setzerei in der Nähe von Frankfurt entsprechende Buchstaben – wenn auch viel zu wenige – aufzutreiben.

Für längere Zeit blieben diese Drucksätze allerdings die einzigen in der gesamten Besatzungszone, so dass sich viele der Dutzende von lokalen und regionalen Zeitungen, die nun in rascher Folge von Regensburg bis Frankfurt und von Bad Reichenhall bis Leipheim aus dem Boden schossen, ihren Lesern – eine einmalige Episode in der Geschichte des jiddischen Druckwesens – in lateinischer Schrift und polnischer Orthographie präsentierten. Auch als schließlich jiddische Drucksätze verfügbar gemacht wurden, blieben einige Zeitungen aus praktischen Gründen beim alten System: So konnte man beispielsweise deutsche Setzer beschäftigen, was insofern wichtig war, als die wenigen jiddischen Fachkräfte oft horrend Honorare verlangten. (In seltenen Fällen erlernten deutsche Setzer das jiddische Alphabet.)

Das lateinische Alphabet verschwand erst aus der jiddischen Presse, als im Laufe des Jahres 1947 die Lokalzeitungen ihr Erscheinen einzustellen begannen und die Presselandschaft zunehmend von zionistischen Parteizeitungen dominiert wurde. Letztere schrieben den lateinischen Buchstaben eine assimilatorische Wirkung zu, während das jiddische Alphabet gute Dienste beim Erlernen des Hebräischen leistete und die DPs damit auf das Leben in einem zukünftigen jüdischen Staat vorbereitete.

Eines war allen Zeitungen, sowohl den Lokal- und Regionalzeitungen als auch den Parteizeitungen, die sich untereinander ideologische Grabenkämpfe lieferten, gemeinsam: Literarischen Texten wurde hohe Priorität eingeräumt. Ganze Feuilletonseiten mit Diskussionen über Literatur, Rezensionen zu Neuerscheinungen aus dem In- und Ausland oder historische Abhandlungen wurden zusammengestellt, in der Absicht, dadurch den fortwährenden Mangel an Büchern in den Lagerbibliotheken wettzumachen. Mittlerweile befanden sich ein paar Dutzend Schriftsteller und Journalisten in der amerikanischen Besatzungszone – einige mit Talent und Erfahrung, andere mit einem unbezwingbaren Drang, von ihren Erlebnissen während der Schreckensjahre zu berichten –, für welche sich diese Seiten zum Forum entwickelten. So ist die DP-Presse nicht nur zu einer wichtigen Quelle für die Geschichte der *She'erit Hapletah* geworden, sondern auch zu einem Reservoir für Gedichte, Kurzgeschichten, Erfahrungsberichte, Dokumentationen und humoristische Feuilletons aus der Feder von DP-Schriftstellern. Manch einer versuchte durch das Schreiben ein Stück dessen zurückzugewinnen, was vor dem Krieg seine Identität ausgemacht hatte.

Man darf aber auch nicht vergessen, dass die bescheidenen Honorare meist die einzige Ergänzung zu den kargen Rationen darstellten, die den DPs durch den JDC und die United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA) zugeteilt wurden. Die unzureichende Versorgungslage war auch einer der Gründe, die 1946 den Ausschlag dafür gaben, dass sich die Journalisten und Schriftsteller in einer Interessensvertretung, dem „Schriftstellerverband der befreiten Juden in der amerikanischen Besatzungszone“ zusammenschlossen. Der Verband kämpfte während seiner zweieinhalbjährigen Existenz auch um den Aufbau eines Verlagswesens, das seinen Mitgliedern die Publikation von literarischen Zeitschriften und Büchern ermöglichen sollte. Sie waren es müde, monate-



3 Ein jiddischer Blätterwald in München: Kiosk im DP-Lager Neu Freimann

lang mit Manuskripten unter dem Arm an die Türen des Zentralkomitees und des JDC zu klopfen, nur um immer wieder die Antwort zu bekommen, dass keine finanziellen Mittel zur Verfügung stünden. Um die Bücher im Selbstverlag herauszugeben, reichten die eigenen Ersparnisse und selbst das Geschick auf dem grauen Markt nur selten.

Trotz wiederholter Zusagen an den Schriftstellerverband gelang es dem Zentralkomitee aber bis zu seiner Auflösung nicht, einen eigenen Verlag einzurichten. Und so war es eine andere gesellschaftliche Entwicklung, die indirekt dazu führte, dass schließlich doch noch ungefähr dreißig neue belletristische Bücher erscheinen sollten: Nach jahrelangem Leid und perspektivlosem Ausharren in Deutschland wurde die Demoralisierung als eine der prekärsten sozialen Erscheinungen in der *She'erit Hapletah* beobachtet. Die Parteien beobachteten diese Tendenz mit besonderer Sorge, da sie doch auch zu einem Verlust der ideologischen Begeisterung für den Zionismus führte, den sich die *She'erit Hapletah* als zivile Religion auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Die Parteien kamen deshalb zunehmend von rein politischer Erziehung ab und leisteten grundlegende Bildungsarbeit. Durch die Presse, aber auch durch Kulturveranstaltungen wollten sie den DPs Kenntnisse über ihre kulturelle Herkunft, über die Literatur und Tradition des vernichteten osteuropäischen Judentums vermitteln. Politiker, Journalisten, Historiker und Schriftsteller (nicht selten übte eine Person mehrere dieser Funktionen aus) entwarfen ein Bildungsprogramm, das den „geistig und moralisch nackten“⁴ Überlebenden ein kulturelles Selbstverständnis vermitteln sollte, auf dessen Fundament, so waren sie überzeugt, erst eine nationale und zionistische Ideologie für die Zukunft aufgebaut werden konnte. Literatur sollte einen wichtigen Beitrag im Kampf gegen die Demoralisierung leisten, denn Bücher und Zeitungen spielten, so war man sich sicher, eine „riesige Rolle dabei . . ., den geistigen Niedergang im Zaum zu halten“.⁵ So waren es die zionistischen Parteien, die letzten Endes durch ein bescheidenes Verlagsprogramm auch die Schriftsteller der *She'erit Hapletah* förderten.

⁴ Moyshe Lestni: sheyres-hapleyte afn shvel fun likvidatsye (Der Rest der Geretteten kurz vor der Liquidation). In: hemshekh Heft II (1949), S. 43–51.

⁵ JLC, MK 90, Box 33, Folder 13, Linke Po'ale Zion an Jacob Patt, München, 15.10.1947.

Das Warten in Deutschland nahm mit der Staatsgründung Israels und den Lockerungen der Immigrationsbestimmungen für die USA im Sommer 1948 ein Ende. Die *She'erit Hapletah* verkleinerte sich bis Mitte 1949 auf ungefähr 90 000 Personen, ein Jahr später waren es noch schätzungsweise 30 000. Die DP-Camps verschwanden aus der deutschen Topographie und mit ihnen auch die Leser der jiddischen Zeitungen und Bücher. Zum Jahresende 1949 wurden die Parteien aufgelöst, und die Parteiorgane stellten ihre Arbeit ein. Die wenigen verbleibenden Zeitungen wurden bald darauf geschlossen. Die Geschichte der *She'erit Hapletah* in Deutschland ging damit zu Ende. Die Erinnerung an diese zeitweilige jiddischsprachige Gesellschaft und ihr Kampf um Bücher, Medikamente und Brot bleiben durch ihre Presse und Literatur dagegen lebendig.

BILDNACHWEIS

Abb. 1: United States Holocaust Memorial Museum, Washington [Mayer & Rachel Abramowitz], 48780. – Abb. 2: USHMM [Alice Lev], 89559. Photographie von E. M. Robinson. – Abb. 3: USHMM [Jack Sutin], 96437. Photographie von Jack Sutin.

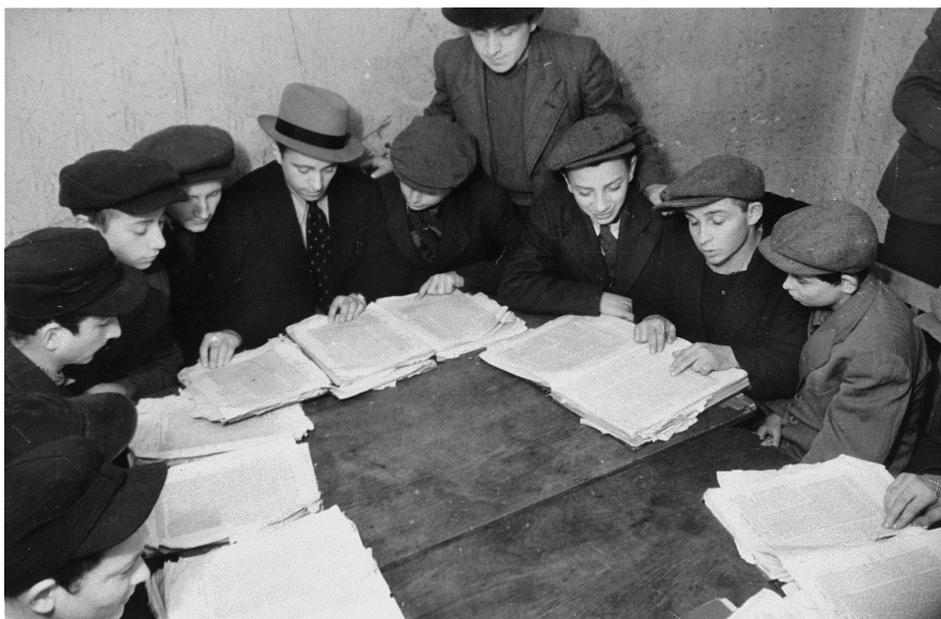
Ittai Joseph Tamari

Der Talmud der Überlebenden

Eines der größten Probleme, mit dem die amerikanische Armee im Nachkriegsdeutschland konfrontiert war, war die Versorgung der über hunderttausend jüdischen „Displaced Persons“ (DPs) in der Umgebung von München mit materiellen und geistigen Gütern sowie der grundlegenden Infrastruktur eines „normalen“ Lebens. So wurde schnell klar, dass die Juden in den DP-Lagern auch mit religiösen Büchern möglichst gut versorgt werden mussten, um ihnen wieder ein jüdisches Leben zu ermöglichen. Das betraf vor allem die Versorgung jüdischer Lehranstalten, wie sie vor dem Krieg in Osteuropa Tradition waren, nämlich der *Jeschiwot* – religiöser Lehrhäuser –, in denen sich die Lernenden hauptsächlich dem Talmudstudium widmeten. Außerhalb der Jeschiwa traf man sich in kleinen Gruppen, in denen über Talmud-Traktate diskutiert wurde (*Chawruta*); dafür benötigte man in ausreichender Menge gedruckte Bücher. Dringend gebraucht wurden auch Gebetbücher und Bibeln, mit denen die täglichen Gebete verrichtet werden konnten. Infolge von Plünderungen und Verwüstungen jüdischer Bibliotheken in weiten Teilen Westeuropas waren nach 1945 nur ganz wenige, stark zerlesene jüdische Bücher übriggeblieben, mit deren Hilfe man das religiöse Leben notdürftig wieder aufnehmen konnte.

In der amerikanischen Zone war eine spezielle Armee-Einheit, die sogenannte Information Control Division (ICD), mit dem Wiederaufbau und der Zulassung von Zeitungen, Theaterhäusern und Kinos beauftragt. Auch die Herausgabe von Büchern in deutscher Sprache für die Bevölkerung gehörte zu ihren Aufgaben. Dieser Einheit wurde bereits im Jahre 1947 die Idee nahegebracht, eine vollständige Ausgabe des Babylonischen Talmuds herauszugeben. 1948 war die Finanzierung dieses Projekts gesichert.

Bereits im Februar 1946 waren drei Traktate des Talmuds, ein Gebetbuch, eine Pessach-Haggada, eine Esther-Rolle und eine Informationsbroschüre zur jüdischen Vermählung in den DP-Lagern verteilt worden. Auch vereinzelte hebräische Drucke sind in Deutschland bereits vor 1948 nachweisbar. Dagegen schien die Vorstellung, eine vollständige Ausgabe des Talmuds in Deutschland zu drucken, schwer umsetzbar, denn



1 Schüler studieren zusammen aus dem Talmud in einer Jeschiwa, errichtet in Zeilsheim. Es ist unschwer zu erkennen, wie wenige Exemplare zur Verfügung standen und wie sehr die Talmud-Traktate zerlesen sind.

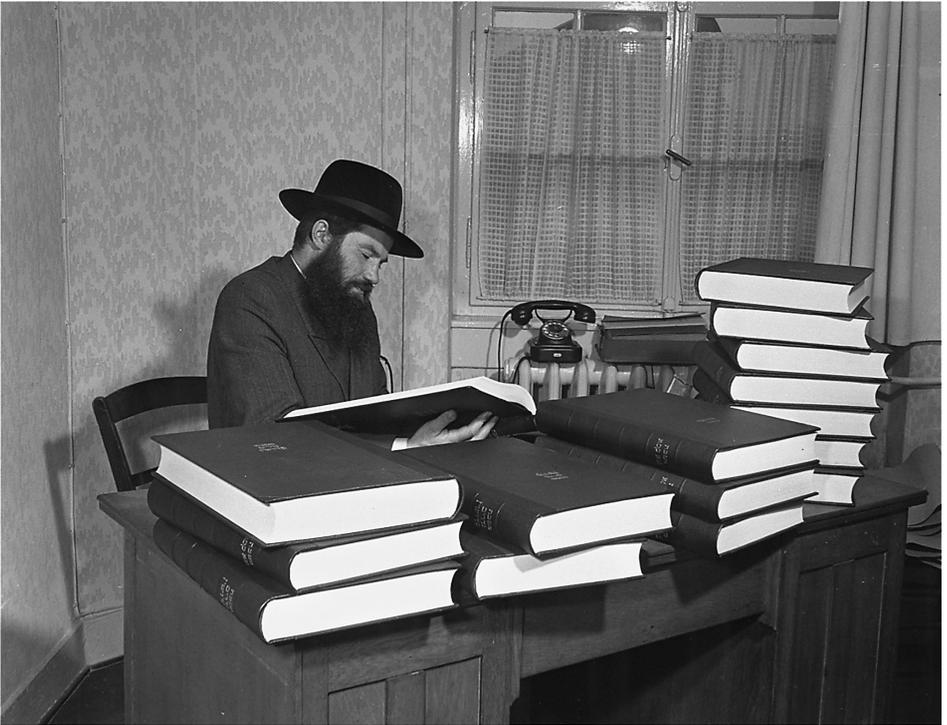
es fehlte in Deutschland an Papier und anderen Materialien, die man zur Produktion eines Druckwerks benötigte. Es wäre leichter, trug man in der ICD vor, in den Vereinigten Staaten Geld zu sammeln, dort die Bücher anzuschaffen und schließlich an die Überlebenden in Deutschland, Österreich und Frankreich zu verteilen. Unter den Überlebenden waren auch einige Rabbiner, die sich um die schnelle Wiederherstellung eines jüdischen Alltags in den DP-Lagern bemühten. Dazu gehörte zum Beispiel die Errichtung von Synagogen, religiösen Lehranstalten für Kinder und *Miqwa'ot* (Ritual-Bädern) oder das Backen von *Mazzot* (ungesäuertem Brot für *Pessach*).

Zwei Rabbiner, Samuel Abba Snieg, damals Oberrabbiner in der amerikanischen Zone und der jüngere Rabbiner Samuel Jakob Rose – beide stammten aus der ehemaligen Jüdischen Gemeinde in Kowno, Litauen, und waren von der amerikanischen Armee aus dem KZ Dachau befreit worden – machten es sich zur Aufgabe, eine vollständige Ausgabe des babylonischen Talmuds in dem Land derjenigen zu drucken, die versucht hatten, sie und ihre Schüler auszulöschen. Zusammen mit anderen Rabbinern aus dem *Vaad Harabanim*, dem Vorstand der Rabbiner in Deutschland und mit Hilfe des *Vaad Hazalah*, des Komitees zur Errettung, und schließlich mit einem offiziellen Berater der amerikanischen Armee, Rabbiner Philip

S. Bernstein, einem Reform-Rabbiner aus Rochester, New York, nahmen sie sich dieses Vorhabens an. Zuerst suchten sie nach gut erhaltenen Talmud-Traktaten. Man vermutete, es könnten sich noch einige Exemplare in München befinden, die man nach der Reichspogromnacht im November 1938 auf dem dortigen jüdischen Friedhof begraben hatte. Des weiteren machten sie eine Druckerei in Heidelberg ausfindig, die in der Lage war, großformatige Buchseiten per Offsetverfahren zu drucken.

Die Versuche, eine vollständige Ausgabe des Talmuds in Europa ausfindig zu machen, schlugen fehl. Daher wurden zwei vollständige Talmud-Ausgaben aus den Vereinigten Staaten nach Deutschland gebracht, die man am 29. August 1946 in Frankfurt am Main im Stabsquartier des Oberbefehlshabers der amerikanischen Besatzungstruppen in Deutschland und der Streitkräfte in Europa, General Joseph T. McNarney, vorstellte. Vor den versammelten Rabbinern gab General McNarney seine Zustimmung. Somit konnte man zum ersten Mal in der Geschichte einen Talmud-Druck im Auftrag einer Regierung und ihrer Armee realisieren. Da die Herausgabe des Babylonischen Talmuds eine enorme Investition bedeutet, stützen sich die meisten Talmud-Drucke seit dem Ende des 19. Jahrhunderts auf die berühmte Wilnaer Ausgabe aus der Druckerei der Witwe und der Gebrüder Rom, die von ihrer Gültigkeit bis heute wenig eingebüßt hat. So sind die meisten Auflagen seither genaue Kopien dieser Ausgabe.

Ähnlich wollten die Rabbiner Snieg und Rose verfahren. Hatte man anfangs noch die Vorstellung von ca. 3000 Ausgaben zu 16 Bänden, einigte man sich schnell auf eine eingeschränkte Auflage. Zwischen November 1948 und November 1950 wurden ca. 200 Ausgaben zu 19 Bänden zuzüglich 25 Überdrucken in Heidelberg hergestellt. Die meisten noch funktionsfähigen Maschinen druckten im Buchdruckverfahren, mit Hilfe von Bleilettern und Metall-Klischees. Die Tatsache, dass man weder das passende hebräische Satzmaterial organisieren konnte, noch Setzer hatte, die eine erhebliche Menge an Hebräisch- und Aramäisch-Satz in einer komplizierten Seitenaufmachung herstellen konnten, führte dazu, dass man den verbreiteten Wilnaer Talmud fotomechanisch kopierte und im Offsetverfahren druckte. Dieses Druckverfahren war ein Novum im Nachkriegsdeutschland. Der Überlebenden-Talmud ist daher keine neue Ausgabe des Talmuds, sondern ein Nachdruck, der mit Hilfe einer den Überlebenden gegenüber freundlich gesonnenen



Regierung und deren Armee sowie weiterer internationaler und jüdischer Hilfsorganisationen erschien.

Auf der Rückseite der reichverzierten Titelseite findet man die Danksagung der beiden Herausgeber an alle, die bei der Herausgabe der historischen Auflage geholfen haben.

Da die Ausgabe relativ spät erschien und die meisten potentiellen Benutzer dieser Auflage Deutschland schon verlassen hatten, wurde ein Großteil der Bände in die Vereinigten Staaten geschickt, andere fanden ihren Weg nach Israel, wenige nach Frankreich und England. Nur wenige Exemplare blieben in Deutschland. Die Empfänger waren in den meisten Fällen überlebende Rabbiner oder öffentliche Institutionen in den Vereinigten Staaten und Kanada. Einige Gesuche, die Druckplatten wieder zu benutzen, um damit weitere Exemplare für die Verwendung im jungen Staat Israel zu drucken, blieben unerfüllt. Spätere Drucke des Talmuds folgten nicht, denn die Druckplatten waren bereits unbrauchbar und taugten nicht mehr zur weiteren Verwendung.

Die sehr gut erhaltenen 19 Bände im Folioformat (40 x 26,5 cm), die die Universitätsbibliothek München 2006 erwerben konnte, haben einen Gesamtumfang von ca. 12 000 Doppelseiten, sind fadengeheftet und in Leinen mit Lederrücken gebunden. Bei der Ausgabe handelt es sich um einen seltenen modernen Druck, dessen Besitz sich nur wenige öffentliche Bibliotheken in der Welt rühmen können.

Für die weitere Lektüre

Gerd Korman: Survivors' Talmud and the U.S. Army. In: *American Jewish History*. Bd. LXXIII (September 1983/June 1984), Nr. 1–4, S. 252–285.

2 (linke Seite oben) Rabbiner Samuel Jacob Rose kontrolliert eine Offsetplatte der Talmud-Ausgabe.

3 Rabbiner Rose mit gebundenen Exemplaren des Talmuds

BILDNACHWEIS

Abb. 1: United States Holocaust Memorial Museum, Washington USHMM (Alice Lev), 89632. Photographie von E.M. Robinson. – Abb. 2 u. 3: United States Holocaust Memorial Museum, Washington (National Archives and Records Administration, College Park), 40356 bzw. 40357. – Abb. 4: Universitätsbibliothek München, Abt. Handschriften, Nachlässe, Alte Drucke.



4 Auf der Titelseite des Talmuds der Überlebenden sind dem Stacheldraht des Konzentrationslagers die Palmen Israels gegenübergestellt. Als Verlagsorte sind München und Heidelberg angegeben.

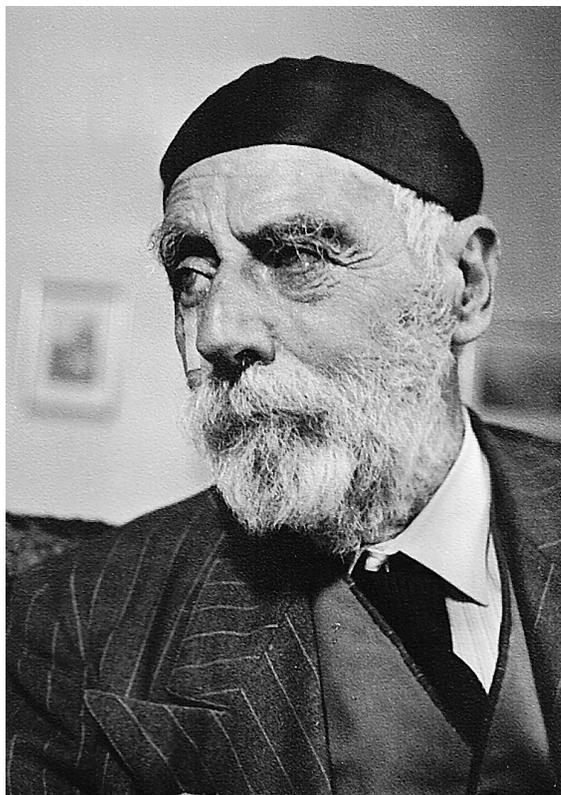
Andreas Heusler

Dr. Rudolf Cohen: Hilfe der Quäker für verfolgte Juden 1938 – 1940

Das Stadtarchiv München dient gewissermaßen als „Gedächtnis der Stadt“. Hier wird die Aktenüberlieferung der kommunalen Dienststellen und Behörden verwahrt, erschlossen und der Forschung zugänglich gemacht. Der Großteil der Bestände besteht demnach aus Verwaltungsschriftgut, das in historischer Perspektive Entscheidungsprozesse und Selbstverständnis des „offiziellen München“ widerspiegelt. Ein weiterer Auftrag der archivischen Tätigkeit ist die Sammlung von Quellen außerhalb des engeren Bereichs der Stadtverwaltung. Dazu gehören gleichermaßen private Nachlässe und Bestände von nichtstädtischen Körperschaften wie Firmen oder Vereinen. Der

Beitrag des Archivs zur kommunalen Geschichtsarbeit deckt daher ein breites Angebot an Quellen ab.

Die Anfang der 1990er Jahre im Stadtarchiv eingerichtete Forschungsstelle zur jüdischen Geschichte hat in den letzten Jahren vor allem aus privater Hand eine Vielzahl von kleineren Konvoluten und Überlieferungssplittern erhalten. Diese Schenkungen bestehen meist aus Dokumenten, Korrespondenzen und Fotografien; sie betreffen vor allem Einzel- und Familienschicksale. Als Quellen tragen sie dazu bei, der durch den NS-Terror verursachten Störung des kollektiven Gedächtnisses an jüdische Geschichte und Kultur in München zumindest ansatzweise entgegenzuwirken.



Der Physiker Dr. Rudolf Cohen (1864 – 1953) repräsentierte mit seiner Frau Annemarie den Münchner Teil des internationalen Quäkerhilfswerks für verfolgte Juden.

HEFT 1 • 2007
MÜNCHNER BEITRÄGE
ZUR JÜDISCHEN
GESCHICHTE UND KULTUR

Eine Schenkung aus Familienbesitz, die erst vor wenigen Monaten den Weg ins Stadtarchiv gefunden hat, verdient besondere Beachtung: Es handelt sich um ein Konvolut von etwa 330 handbeschriebenen Blättern im Format A5, die detaillierte Informationen zu jüdischen Verfolgten enthalten. Verfasser der Blätter war der Physiker Dr. Rudolf Cohen (1864–1953), der – selbst jüdischer Herkunft – mit seiner nichtjüdischen Frau Annemarie den Münchner Teil eines internationalen Quäkerhilfswerks für verfolgte Juden repräsentierte. Cohen hatte an der Universität Straßburg studiert und war in Nürnberg Direktor der Siemens-Schuckert AG gewesen. Er gehörte zum Freundeskreis von Hedwig Pringsheim.

In der NS-Zeit arbeitete das Ehepaar Cohen eng mit der evangelischen Hilfsstelle von Pfarrer Zwanzger zusammen.¹ Die für das Ehepaar Cohen keineswegs ungefährliche Arbeit ging über die Hilfstätigkeit der beiden christlichen Kirchen jedoch hinaus. Das Unterstützungsangebot der Quäker richtete sich an alle Verfolgten – unabhängig von religiöser Überzeugung oder konfessioneller Zugehörigkeit. Auf den Blättern des hier vorgestellten Konvoluts protokollierte Dr. Cohen seine Gespräche mit Hilfesuchenden und mögliche Hilfsangebote.

Als Quelle bieten die Handschriften daher nicht nur wertvolle biographische Informationen zu einzelnen Personen, sondern über den Zeitraum von Ende 1938 bis Anfang 1940 auch aussagekräftige Hinweise zu Strukturen und Methoden der eher konspirativen Hilfstätigkeit der Quäker in München. Die Handschriften werden derzeit von Prof. Dr. Peter Zahn transkribiert und stehen damit künftig in leicht lesbarer Form der Forschung zur Verfügung. An eine Veröffentlichung als Quellenedition ist gedacht.

BILDNACHWEIS
Privatbesitz

¹ Eine erste wissenschaftliche Würdigung von Cohens Tätigkeit findet sich in der Masterarbeit von Dirk Schönlebe. München im Netzwerk der Hilfe für 'nicht-arische' Christen 1938–1941. In: Bezirksausschuss Maxvorstadt (Hg): Von ihren Kirchen verlassen und vergessen? Zum Schicksal Christen jüdischer Herkunft im München der NS-Zeit, München 2006, S. 1–145.

NACHRICHTEN UND TERMINE

Neues von Mitarbeitern und Absolventen

Veröffentlichungen und Projekte

Veranstaltungen

Neues vom Freundeskreis

NEUES VON MITARBEITERN UND ABSOLVENTEN

Dr. Eli Bar-Chen, seit 1999 wissenschaftlicher Assistent des Lehrstuhls, verbringt das Studienjahr 2006/07 als Fellow am Wissenschaftskolleg Berlin und wird währenddessen von *Dr. Mirjam Triendl-Zadoff* vertreten.

Aya Elyada, M.A., Doktorandin am Lehrstuhl, wird im kommenden Sommersemester als Hebräischlektorin das Unterrichtsangebot von *Dr. Ittai Tamari* um Konversationskurse für Anfänger und Fortgeschrittene erweitern.

Dr. Anthony Kauders, ehemaliger Mitarbeiter des DFG-Projektes „Jüdische Geschichtsschreibung im 20. Jahrhundert“ lehrt seither an der School of History der Keele University, England.

Dr. Marcus Pyka, im vergangenen Jahr Harry Starr Fellow am Center for Jewish Studies in Harvard, unterrichtet seit dem Wintersemester 2006/07 als Lecturer for Modern European History am University College Dublin.

Dr. Gideon Reuveni, bis vor kurzem als Fellow der Rothschild-Stiftung mit einem Projekt zum Thema jüdische Konsumkultur am Lehrstuhl tätig, lehrt seit diesem Semester am Institut für Geschichte der University of Melbourne.

Dr. Nils Römer, ehemaliger Projektmitarbeiter und langjähriger Dozent am Parkes Institute for Jewish/non-Jewish Relations in Southampton, ist seit kurzem Associate Professor an der University of Texas in Dallas.

Dr. Heike Specht arbeitet als Lektorin der Deutschen Verlags-Anstalt, wo sie vornehmlich das Gebiet des historischen Sachbuchs betreut.

Dr. Yfaat Weiss, von 1997 bis 1999 wissenschaftliche Assistentin des Lehrstuhls und seither Direktorin des Bucerius Center for Research of Contemporary German History and Society, wurde zur Professorin für Jüdische Geschichte der Universität Haifa ernannt.

Privatdozentin Dr. Cornelia Wilhelm lehrt während des aktuellen Studienjahrs am Allen and Joan Bildner Center for the Study of Jewish Life an der Rutgers University, New Jersey.

1 Das Bild zeigt die Synagoge von Schnaittach, in der sich heute neben dem Heimatmuseum eine Dauerausstellung zum Landjudentum des Jüdischen Museums Franken in Fürth und Schnaittach befindet. Aufgenommen am 18. September 2006 während der Exkursion des Lehrstuhls. Es zeigt die Synagoge von Schnaittach während unserer Exkursion.



VERÖFFENTLICHUNGEN UND PROJEKTE

Im Herbst vergangenen Jahres erschien das neue Buch von **Michael Brenner** unter dem Titel „Propheten des Vergangenen. Jüdische Geschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert“ im Verlag C.H. Beck.

Der Sammelband „Jüdisches München. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart“, von **Michael Brenner** in Zusammenarbeit mit dem Direktor des Stadtarchivs der Landeshauptstadt München, **Dr. Richard Bauer**, herausgegeben, wurde ebenfalls im Herbst 2006 bei C.H. Beck veröffentlicht.

Im Mai dieses Jahres wird die Dissertation von **Mirjam Triendl-Zadoff** unter dem Titel „Nächstes Jahr in Marienbad. Jüdische Gegenwelten der Moderne“ in der Reihe Jüdische Religion, Geschichte und Kultur (JRGK) im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen erscheinen.

In derselben Reihe wird im Sommer die Dissertation von **Marcus Pyka**, eine Studie über den deutsch-jüdischen Historiker Heinrich Graetz, herauskommen.

Dr. Ittai Tamari arbeitet derzeit an einer Monographie über die Hebraica-Bestände der Bayerischen Staatsbibliothek, ein



2 Anlässlich der Buchvorstellung „Jüdisches München“: Wolfgang Beck, Hans-Jochen Vogel, Charlotte Knobloch, Amelie Fried, Michael Brenner, Andreas Heusler

Projekt, das von der Fritz Thyssen Stiftung für Wissenschaftsförderung finanziert wird.

VERANSTALTUNGEN

Rückblick

Sommeruniversität 2006: Die zweite Sommeruniversität München wurde vom 30. Juli bis 5. August 2006 mit einem vielfältigen Kursangebot zum Thema „Nächstes Jahr in Jerusalem – Jüdische Kultur und Traditionen“ veranstaltet. Sie wurde geleitet von Dr. Michael Heinzmann und Nina Redl, M.A.

Konferenz: Vom 17. bis 19. September 2006 fand in Sulzbach-Rosenberg in Zusammenarbeit mit der Bayerischen Landeszentrale für Politische Bildungsarbeit eine Tagung und Exkursion zum Thema „Geschichte der Juden in der Oberpfalz“ statt.

Buchvorstellung: Der Sammelband „Jüdisches München. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart“ wurde am 31. Oktober 2006 im Künstlerhaus einem großen Publikum präsentiert. Die einführenden Worte sprachen der Verleger Dr. Wolfgang Beck und Oberbürgermeister Christian Ude. Im anschließenden Podiumsgespräch, das von Amelie Fried moderiert wurde, diskutierten die Präsidentin des Zentralrats der Juden und der Israelitischen Kultusgemeinde

München und Oberbayern, Charlotte Knobloch, Alt-Oberbürgermeister Dr. Hans-Jochen Vogel und der Münchner Anwalt und Zeitzeuge Uri Siegel mit dem Autor Dr. Andreas Heusler, Mitarbeiter des Stadtarchivs der Landeshauptstadt München, sowie Autor und Herausgeber Michael Brenner. Veranstalter waren der Verlag C.H. Beck und das Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern.

Vorträge

Prof. Yfaat Weiss hielt am 18. Oktober den Jahresvortrag 2006 „Eine jüdische Schriftstellerin zwischen den Welten: Lea Goldbergs Weg von Kowno nach Tel-Aviv“.

Im November fand in Kooperation mit den 20. Jüdischen Kulturtagen München eine Veranstaltungsreihe zum Thema „Geschichte der Juden in Bayern“ statt. Neben Vorträgen von **Prof. Peter Pulzer**, **Prof. Stefan Rohrbacher**, **Prof. Michael Brenner** und **Dr. Edith Raim** gab es zwei Podiumsdiskussionen zum Thema „Liberales und Orthodoxes Judentum“ und „Gibt es ein neues bayerisches Judentum?“

Am 19. Dezember 2006 hielt **Prof. Viktor Karady** von der Central European University Budapest einen Vortrag mit dem Titel „Die Juden von Budapest um

1900. Zur Modernisierung in einem multi-ethnischen Nationalstaat“.

Prof. Francis Nicosia, Saint Michael's College Vermont, sprach am 16. Januar 2007 über „Der deutsche Zionismus und Hitlers Machtübernahme: Zwischen Illusion und Wirklichkeit“.

Prof. Jürgen Habermas war am 30. Januar 2007 Gast im Oberseminar von Michael Brenner, das sich Projekten und Diskussionen über Gershom und Werner Scholem widmete.

Am 5. Februar 2007 hielt der Theologe **Prof. Christoph Levin** von der Fakultät für evangelische Theologie an der LMU einen Vortrag zum Thema „Aus der Werkstatt des Historikers: Vom Schreiben einer Geschichte des Alten Israel“.

Vorschau

Vortragsreihe: Im Sommersemester 2007 findet anlässlich des 10-jährigen Bestehens des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur eine Vortragsreihe „Münchner Portraits. Drei jüdische Biographien“ statt. In diesem Rahmen wird Oberbürgermeister **Dr. Christian Ude** am 3. Mai über Kurt Eisner sprechen, gefolgt von Alt-Oberbürgermeister **Dr. Hans-Jochen Vogel** am 14. Juni über Lion Feuchtwangers Beziehung zu München und **Dr. Rachel Salamander** am 28. Juni über die Lyrikerin Gerty Spies.

Ausstellung: Vom 16. April bis 15. Juni 2007 wird in den Räumen der Universitätsbibliothek eine Ausstellung zur Geschichte des jüdischen Drucks im Nachkriegsdeutschland gezeigt, in deren Rahmen auch die kürzlich erworbene Ausgabe des Talmuds präsentiert wird, dessen Druck von jüdischen Überlebenden in München initiiert und später in Heidelberg ausgeführt worden ist. Zur **Eröffnung dieser Ausstellung** spricht am 17. April um 19 Uhr im Raum 001 des Historicums Botschafter a.D. Yissachar Ben-Yaacov, der zwischen 1948 und 1953 Kanzler des israelischen Konsulats in München war, über seine Erfahrungen während dieser Zeit.

Konferenzen: Vom 25. bis 27. Juli 2007 wird auf Schloss Elmau die Internationale Tagung „Islam through Jewish Eyes – Judaism through Muslim Eyes“ stattfinden.

In Zusammenarbeit mit der Bayerischen Landeszentrale für Politische Bildung wird vom 15. bis 17. Juli 2007 im Würzburger Gemeindezentrum „Schalom Europa“ eine Konferenz zum Thema „Geschichte und Kultur der Juden in Franken“ abgehalten.

Sommeruniversität 2007: Vom 22. bis 28. Juli 2007 wird in den Räumen des Historicums die dritte Sommeruniversität München zum Thema „Jüdische Geschichte und Kultur in Osteuropa“ stattfinden.

NEUES VOM FREUNDESKREIS DES LEHRSTUHLS

Jahresversammlung 2007 des Freundeskreises: Die Jahresversammlung fand am 5. Februar 2007 statt. Der Vorstand, bestehend aus Dr. Ernst-Peter Wieckenberg, Prof. Dr. Jens Malte Fischer, Danny Grünberg und Anita Kaminski, wurde wiedergewählt. Derzeit hat der im siebenten Jahr bestehende Freundeskreis 160 Mitglieder.

Ulpan-Stipendien: Im vergangenen Jahr hat der Freundeskreis zwei Stipendien in Höhe von jeweils 1 000 € für den Besuch einer Sprachschule in Jerusalem (Ulpan) vergeben. Für das Jahr 2007 hat er drei Stipendien ausgeschrieben. Das Leon und Lola Teicher-Stipendium von **Dr. Eli, Samy und Maximilian Teicher** wurde Nadia El Hajby zuerkannt. Das erstmals 2007 ausgeschriebene Ulpan-Stipendium von **Dr. h.c. Wolfgang Beck** erhält Daniela Brüller. Wir danken den Stiftern sehr

herzlich für ihre großzügige Unterstützung. Das dritte, vom Freundeskreis finanzierte, Stipendium geht an Eva Wiebke Preuß. – Wer ein weiteres einmalig oder wiederholt zu vergebendes Stipendium stiften möchte, ist herzlich gebeten, sich an den Vorsitzenden des Freundeskreises, Dr. Ernst-Peter Wieckenberg, zu wenden (Tel. 089/93 56 23 oder brieflich unter der Anschrift des Lehrstuhls).

Stiftungen: Dank Zuwendungen der ER-TOMIS Stiftung und der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung konnte der Freundeskreis den Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur mit nennenswerten Beiträgen unterstützen.

Ausgezeichnete Proseminararbeiten: Das vom Freundeskreis gestiftete Buchgeschenk für die beste Proseminararbeit erhielten Lida Barner (für die beste Arbeit des Wintersemesters 2005/2006) und Benjamin Zeeb (für das Sommersemester 2006).

Die Autoren

Dr. Andreas Heusler

ist Mitarbeiter und Direktoriumsmitglied im Stadtarchiv München.

Tamar Lewinsky

ist Lektorin für Jiddisch am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur der LMU und hat im März 2007 ihre Dissertation über jiddische Literatur unter den Displaced Persons im Nachkriegsdeutschland abgeschlossen.

Andrea Sinn

hat ihre Magisterarbeit über Hans Lamm am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur geschrieben und vor kurzem mit der Arbeit an ihrer Dissertation über die jüdische Remigration ins Deutschland der Nachkriegszeit begonnen.

Dr. Ittai Tamari

ist Lektor für Hebräisch am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur und bearbeitet zur Zeit ein Projekt der Fritz-Thyssen-Stiftung über die hebräischen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek.

Prof. Dr. Yfaat Weiss

ist Direktorin des Bucerius Center for Research of Contemporary German History and Society und Professorin an der Universität Haifa.

